NR. 339 NR. 4/2015 PREIS: EURO 4,50
ZEITSCHRIFT DER ÖBV-VIA CAMPESINA AUSTRIA

Wege für eine

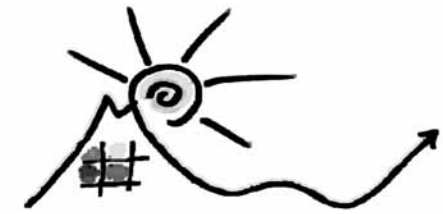
Bäuerliche Zukunft

LANDFLUCHT - FLUCHTLAND

Geben hat mich noch nie ärmer gemacht

Stadt, Land – hin und retour

Rettet das Görtschitztal!



Medieninhaber, Herausgeber und Hersteller:
ÖBV-Via Campesina Austria, Schwarzspanierstraße 15/3/1, 1090 Wien
Telefon: 01/89 29 400, Fax 01/958 40 33
E-Mail: baeuerliche.zukunft@chello.at
Homepage: www.viacampesina.at
Redaktion: Monika Gruber, Irmi Salzer, Eva Schinnerl
Gestaltung & Layout: Eva Geber
Zeichnungen: MUCH Unterleitner
Titelfoto: Christopher Glanzl/Collage Eva Geber
Druck: Atlasdruck GmbH, Wienerstr. 35, 2203 Großebersdorf
Enger Vorstand der ÖBV-Via Campesina Austria (ÖBV-Via Campesina Austria, Österreichische Berg- und Kleinbäuer*innen Vereinigung): Christine Pichler-Brix (Obfrau), Lisa Hofer-Falkinger, David Jelinek, Florian Walter
Geschäftsleitung: Ludwig Rumetshofer
Sekretariat: Katherina Mergl
Grundlegende Richtung: Wege für eine BÄUERLICHE ZUKUNFT erscheint 5 Mal im Jahr als Zeitschrift der ÖBV-Via Campesina Austria (ÖBV). Sie bringt kritische Analysen und Informationen über die Situation der Berg- und Kleinbauern und Bäuerinnen sowie Agrarpolitik im allgemeinen und will über Bildungs- und Aufklärungsarbeit einen Beitrag zur Lösung der Probleme von Berg- und Kleinbauern und -bäuerinnen leisten.
Die ÖBV ist ein von Parteien, Interessensverbänden und anderen gesellschaftspolitischen oder wirtschaftlichen Institutionen unabhängiger Verein, dessen Tätigkeit nicht auf Gewinn ausgerichtet ist.
Die Zeitschrift BÄUERLICHE ZUKUNFT will ein Forum für die offene Diskussion sein. Namentlich gezeichnete Beiträge geben daher nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder.
Einzelpreis: Euro 4,50
Jahresabonnement: INLAND Euro 25,–
AUSLAND Euro 29,–
Bankverbindung: ERSTE Bank, BLZ 20 111, Kontonr. 04234529, IBAN AT 312011100004234529 BIC GIBAATWW
ÖBV-Mitgliedsbeitrag:
Ordentliche Mitglieder (Bäuerinnen, Bauern): Euro 32,– + 1/1000 des Einheitswertes. Zwei Mitglieder in einem Haushalt zahlen nur einen Beitrag.
Unterstützende Mitglieder: Mindestbeitrag Euro 32,–. Euro 3,– aus dem Mitgliedsbeitrag werden an die ECVC weitergegeben. Der Mitgliedsbeitrag enthält jeweils das Abonnement von BÄUERLICHE ZUKUNFT.
Kontaktbüro in Brüssel: Europäische Coordination Via Campesina (ECVC), Rue de la Sablonniere 18, B-1000 Brüssel Tel.: 0032/2/2173112 Fax: 0032/2/2184509
E-Mail: office@eurovia.org, www.eurovia.org

ISSN 1019-5130
38. JAHRGANG (2015)

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Flucht. Schon der Gedanke daran versetzt in Schrecken. Doch zugleich erscheint Flucht aus einem Krisen- oder Kriegsgebiet als letzte Rettung, auch wenn die Strapazen groß, die Wege unsicher sind, und das Ankommen ungewiss ist.

Jetzt ist für uns die Zeit des Zuschauens und Abwartens vorbei. Nun heißt es Handeln, auch wenn wir teilweise über das Wie unsicher sind.

Diese Herausforderungen können Angst machen und diese ist auch verständlich. Wobei Angst etwas mit Enge oder Einengung zu tun hat. Grenzzäune machen, um Europa und seine Staaten müssen nicht zwangsläufig mit den Grenzen in unseren Herzen und in unseren Köpfen ident sein, wie Beiträge in dieser Ausgabe deutlich machen.

Das Thema der nächsten Ausgabe ist: „Wirtschaften für ein gutes Leben“. Redaktionsschluss ist am 30. November.

Wir freuen uns auch immer sehr über Leser*innenbriefe und grüßen erwartungsvoll aus der Redaktion

Eva, Irmi und Monika

Das Engerl ist betroffen, aber auch dankbar, dass Freiwillige das Versagen der staatlichen Strukturen und der NGOS im Rahmen der Flüchtlingsbewegungen ausbügeln. In Spielfeld kocht „The Welcoming Organization“ bis zu 15.000 warme Mahlzeiten pro Tag – alles aus Spenden finanziert. Lebensmittel- und Geldspenden sind willkommen, und auch Köch*innen und Küchenhilfen werden 24 Stunden pro Tag gebraucht! (www.two-austria.at) Das Engerl hat schon viele bekannte Gesichter an der Grenze in Spielfeld getroffen, andere an Österreichs nördlichen Grenzen oder auf den Bahnhöfen. Ein herzliches Danke an alle.

Das Teuferl ist zurzeit in seinem Element. Hass und Gewalt gegen Schutzsuchende treiben Blüten, die Eskalationsstrategien der Politik schüren beides und noch Ängste dazu. Lager und Zäune sperren verzweifelte Menschen ein und aus. Verschärfungen des Asylrechtes und der Diskurs über „Belastungsgrenzen“ und „Kontrollverlust“ verunsichern die Menschen, die zu uns kommen und auch diejenigen, die hier leben. Die Debatte um die „Flüchtlingskrise“ deckt zudem das Versagen der Politik in anderen Bereichen zu – ob Klimawandel, TTIP oder Milchpolitik. Wahrhaft teuflische Zeiten!

Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums für Land- und Forstwirtschaft, Umwelt und Wasserwirtschaft und des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur.

KOMMENTAR

VON DAVID JELINEK

EUROPA EXKLUSIV

Auf eine spontane Idee meines Vorstandskollegen Florian Walter hin widmen wir diese Ausgabe der aktuellen Migrationsthematik. Seit einigen Wochen nun überschlagen sich die historischen Ereignisse. Als Anfang September die ÖBB plötzlich zur größten Fluchthilfeorganisation wurde, standen mir beim Hören des Mittagsjournals die Tränen in den Augen. Da ich selber als Kind von Flüchtenden in Österreich geboren wurde, sah ich es geradewegs als meine Pflicht an, gen Ungarn aufzubrechen, um einige Menschen bei ihrer Weiterreise zu unterstützen. An manchen Tagen blieb einem auch nichts anderes übrig, als Jugendliche, die seit über sechs Wochen zu Fuß unterwegs waren und sich auf der Landstraße Richtung Wien befanden, ein Stück zum Westbahnhof mitzunehmen.

Mittlerweile hat sich die Lage ja etwas verändert, leider nicht nur zum Guten, wie vor allem die Situation in Spielfeld in den letzten Wochen aufzeigte. Zwar hat sich die Lage dort nun beruhigt und eingespielt, aber nichtsdestotrotz übernehmen weiterhin Freiwillige die Aufgaben, um welche sich eigentlich längst das Bundesheer kümmern sollte. Aber anstelle von Gulaschkanonen wird Stacheldraht entlang der Hänge ausgerollt, um die Menschen vor der „Flucht“ auf die Autobahn oder die Bahngleise zu schützen.

Auf politischer Ebene ist kein großer Wurf in Sicht, die Regierung schwafelt etwas von Asyl auf Zeit, streitet um Quoten und die obersten Vertreter*innen der EU sponsern heute 30 Syrer*innen und Iraker*innen einen Flug nach Luxemburg, um am selben Tag 70 Personen aus Pakistan abzuschieben. Und was passieren wird, wenn Deutschland tatsächlich die Grenzen zu macht, an das mag derzeit lieber niemand denken. Österreich ist eines der wohlhabendsten Länder dieser Welt und sollte sich auch dementsprechend verantwortungsvoll und solidarisch gegenüber allen zeigen, die sich jetzt und in Zukunft aus den verschiedensten Gründen auf den Weg hierher machen werden. Durchwinken ist keine Strategie. Die ruhigen, gemütlichen Zeiten sind vorbei, von nun an gibt es auch hier die Möglichkeit, Geschichte zu schreiben. Und zwar eine, die vor den Enkeln nicht verheimlicht werden muss. In diesem Sinne, auf dass das Dublin-Regime endlich Geschichte und Bewegungsfreiheit für alle Menschen zur Normalität wird!

David Jelinek
Quereinsteiger und Vorstandsmitglied der ÖBV-Via Campesina Austria

INHALTSVERZEICHNIS

Florian Walter
GLOBALIZE MIGRATION – GLOBALIZE HOPE 4

Mira Palmisano
LAGERFÄHIGKEIT 7

Franziskus Forster
NEULAND? 8

René Kreichauf
MIGRATIONSREALITÄT UND STIGMA-BILDUNG 10

Irmi Salzer
GEBEN HAT MICH NOCH NIE ÄRMER GEMACHT 12

Lisa Hofer-Falkinger
JETZT LEBT NIEMAND MEHR IN UNSEREM DORF 13

Aurelia Z.
STADT, LAND - HIN UND RETOUR 14

Emmanuel Mbolela
MEIN WEG VOM KONGO NACH EUROPA 15

Nyéléni
Herbst 2016 16

Isa Priebernig
RETTET DAS GÖRTSCHITZTAL! 17

KURZ UND BÜNDIG 19

Theresa Stöckl
HOFKOLLEKTIV ZWETSCHKE – ZUAGROAST IN ZWETTL 20

Gerhard Hovorka
ANALYSE DES GRÜNEN BERICHTS 2015 23

BÜCHER, BÜCHER 25

Monika Gruber
GLOSSE 26

Kontaktadressen/ABO-WERBUNG 27

ÖBV-Info/Veranstaltungen 28

GLOBALIZE MIGRATION – GLOBALIZE HOPE

„Flüchtlingskrise? Was ist hier eigentlich in der Krise? Erleben wir nicht eine Krise der Solidarität?“[1]
„Flüchtlingskrise, Flüchtlingskrise“, und schon haben starke Männer spitzen Stacheldraht und einfache Lösungen ausgerollt und je nationalistischer, desto Jubel! Oje, nicht schon wieder, denke ich mir: Der Schlaf der Vernunft bringt Ungeheuer hervor.

VON FLORIAN WALTER

Alle Fotos: Florian Walter

Die Vernünftigen aber sind ratlos, denn genau vor diesen Kriegen und vor diesen Fluchtursachen haben sie ja eh jahrelang gewarnt, und jetzt beschimpft man sie als die bösen Gutmenschen, die die Flüchtlinge angelockt hätten. Verkehrte Welt!

Doch auch wenn es keine einfachen Lösungen gibt, und wenn bei all dem Leid so manche ihren Mut und die Fähigkeit klar zu denken verlieren, so sind es doch Tausende, die Flüchtlingen mit dem Auto weiterhelfen, die sie mit Volxküchen verköstigen oder ihnen mit Information und Rechtsberatung zur Seite stehen, etwas gemeinsam mit ihnen unternehmen oder einfach mit ihnen reden. Menschen, die dort, wo Staaten versagen, selbstorganisiert Hand anlegen. Hoffnungsschimmer.

„Und der Flo schreibt, was er mit Flüchtlingen so macht“, sagt unsere rasende Redakteurin Irmi Salzer im Café Westend zu mir, wo wir uns kurz vor Beginn der Kundgebung „MENSCH SEIN IN ÖSTERREICH“ mit einigen „ÖBVler*innen“ treffen. Ich habe Thema und Titel dieser Zeitungsnummer vorgeschlagen, kann also schwer nein sagen. Nach einem informellen Austausch über diverse internationale Fluchthilfeaktivitäten, formieren wir uns zum ÖBV-Demonstrationsblock, der allerdings in der am Abend auf über 150.000 Teilnehmer*innen angewachsenen Menschenmenge ein wenig untergeht. Dort, am Wiener Heldenplatz, spricht auch ein syrisches Mädchen: „In meinem Land ist fast alles kaputt und es gibt keinen Strom. Aber was das Schlimmste ist: Ganz viele Menschen sind tot“.

Hassprediger auch in Österreichs Regierung

Genau an Menschen wie dieses syrische Mädchen richtet sich nun die österreichische Bundesregierung, wenn sie mit 15. 11. 2015 das Asylgesetz verschärft. Vizekanzler Mitterlehner: Dadurch sei es möglich, denjenigen, die nach Europa kommen zu zeigen, dass „eine gewisse Belastungsgrenze erreicht ist“ – und, dass die Flucht keine sichere Sache sei, „sondern mit einem Rückführungsrisiko verbunden ist“[2]. Katastrophale psychologische Botschaft dieser Aussage: Ihr sollt euch hier nicht sicher fühlen können, trotz Asyl! Echt gehässig!

Arme müssen draußen bleiben – ein elitäres Konzept der Mächtigen

Wir könnten aber auch ganz anders denken und einfach anerkennen, dass diese Völker-Wanderungen einen weltweiten demokratischen Prozess darstellen. Menschen kommen und sagen: Wenn ihr, liebe Industrienationen, weiter so unsere Länder ausbeutet, uns Waffen verkauft, das Klima zerstört, uns das Land stehlt und nur an unseren Ressourcen, nicht aber an unserem Wohlergehen interessiert seid, dann müssen wir eben den Spieß umdrehen. See you in Europe. Wir können nicht auf euren Klimawandel warten, wir kommen schon jetzt! Zeigt uns, was eure Menschenrechte wert sind!

War eigentlich niemandem von vornherein klar, dass dieses Konzept einer so ungerechten Weltordnung nicht funktionieren würde? Wer hat ernsthaft geglaubt, dass die Globalisierung sich auf Warenströme, Kapitalverkehr und weltweite Ausbeutung der natürlichen Reichtümer be-

1) Gedanken von Melissa Fleming. Sie ist seit 2008 Sprecherin des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR: "Es ist eine Krise der Solidarität, nicht der Zahl der Menschen"… https://www.google.at/webhp?sourceid=chrome-instant&ion=1&espv=2&ie=UTF-8#q=Flemming+Melissa+eine+Krise+der+Solidarit%C3%A4t

2) Zitat: Vizekanzlehner Mitterlehner : http://derstandard.at/2000024991062/Regierung-will-mit-Asyl-auf-Zeit-Signale-aussenden

grenzen ließe? Was ist mit Reise- und Niederlassungsfreiheit? Nur für den exklusiven Club der Reichen? Auch, wenn es die Architekt*innen des weltweiten Neoliberalismus vergessen haben:

Der Mensch hat nicht nur die Fähigkeit, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Er hat auch zwei Beine. Und wenn die Lage zu unerträglich wird, setzt er eines vor das andere.

Bitte wo kann ich helfen …, und schon stand sie in der Volxküche und erzählte davon, was sich als Afghanin in Europa so anders aber irgendwie gut anfühlt!

Achtung, der Einsatz für Flüchtlinge kann Ihren Horizont erweitern

Vor Jahren rief ich einen Schuldirektor an und bat ihn, einen Schubhaftbesuch zu machen. Als er sich am nächsten Tag meldet, platzt es aus ihm heraus: „Ich rufe an, weil ich Ihnen sagen möchte, wie dankbar ich Ihnen bin. Dankbar, dass Sie mir den Kontakt zu diesem Menschen vermittelt haben. Ich habe an diesem Tag mehr gelernt als in 20 Jahren zuvor. Ich habe jetzt endlich verstanden, wie unsere Gesellschaft aus hoffnungsvollen Jugendlichen Verbrecher macht."

Agrarpolitischer Almwandertag

Auf Grund der Aktualität des Flüchtlingsthemas haben wir den „1. Steirischen Agrarpolitischen Almwandertag" am 1. 8. 2015 kurzfristig zu einer Internationalen Almwanderung umfunktioniert. Bewohner*innen des Judenburger Flüchtlingsquartiers „Haus Murtal" lernten ihre neue Heimat einmal von oben kennen – genossen Natur mal ohne Fluchtstress – und konnten einen Einblick in unsere Alpwirtschaft gewinnen. Mohammed, der es in drei Monaten zu Fuß von Syrien bis nach Österreich geschafft hat, war natürlich auch zuerst am Gipfel oben. „Tachrir, Tachrir! Freiheit", schrie er uns von oben zu. Die Gipfelbucheintragung der Gruppe ist eine Liebeserklärung an Österreich, das Land, in dem sie hoffen, bleiben zu können. Ich habe durch meine Arbeit als ehrenamtlicher Mitarbeiter im „Haus Murtal" viele interessante Leute kennengelernt: Viele aus unserer Gegend, die ich sonst nie im Leben getroffen hätte und auch Menschen aus aller Welt. Doch wie ist es für die Menschen, die mit uns auf der Alm waren, anschließend weitergegangen?

Viele kleine „Einzelschicksale"

Die afghanische Familie mit ihren zwei Kindern hat mittlerweile, nach knapp zwei Jahren Wartezeit, Asyl erhalten und ist nach Wien gezogen. Freude! Der Freund der Familie ist jetzt aber noch einsamer, wartet noch immer und das tut ihm nicht gut. Er wartet auch in der Nacht, kann nicht schlafen und schreit. Manchmal sitzt er auch im Freien. Halb erfroren findet ihn jemand im Finsteren. Was hat er erlebt? Der junge Syrer mit der Schussverletzung am Bein wartet auch. Er wartet auf seinen Asylbescheid und hofft, dass er seine Familie aus Ägypten nachholen kann. Ein syrischer Elektriker glaubte seiner Familie schon greifbar nahe zu sein. Ein paar Stunden Reisezeit trennte sie noch voneinander. Doch dann reiste die Frau mit den Kindern, irrtümlich von Ungarn kommend, in die Slowakei ein, wurde verhaftet und sitzt dort seit über zwei Monaten mit ihren zwei Kindern in Schubhaft. Kein Staat fühlt sich zuständig. Schubhaft, Haft, ohne etwas verbrochen zu haben. Haft ohne Gerichtsurteil. Zusammen mit 200 anderen Syrern warten auch sie – abgeschoben zu werden. Wohin?

Weltweit sind zurzeit laut UNHCR über 60 Millionen Menschen auf der Flucht

Doch die Last ist ungerecht verteilt. 53 Millionen leben in den Flüchtlingslagern des Südens und nur sieben Millionen auf der nördlichen Halbkugel.

Bevölkerungsplaner haben allerdings errechnet, dass allein Deutschland jährlich eine Zuwanderung von 500.000 Menschen benötigt, nur um die Bevölkerungszahl in Zukunft konstant halten zu können. Warum dann so ein Theater? Doch wir müssen ehrlich sein, denn das ist wahrscheinlich erst der Anfang. Schätzungen besagen, dass die ersten Auswirkungen des Klimawandels bald nochmal 70 Mio. Menschen in Bewegung setzten werden. Fürs erste. Solange also in Europa kein Krieg tobt, können wir damit rechnen, dass wir viele neue Mitbürger*innen bekommen werden. Hoffentlich noch lange!

Kein Mensch ist illegal

Spielfeld, 2. 11. 2015. Einblicke. „Zur Zeit warten wieder 3.000 Menschen auf die Einreise“, sagt die Polizei. Die Volxküche des Vereins „The Welcoming Organisation“ kocht rund um die Uhr und gibt warme Mahlzeiten an ausgefrorene Menschen aus. Wir machen einen Familienarbeitseinsatz und helfen beim Kochen, schneiden Gemüse, verteilen Essen, hängen eine kleine weiße Fahne auf. Meine Tochter hat sie gemalt. „Kein Mensch ist illegal“ steht darauf. Es gibt auch eine Kleidungs- und Deckenausgabestelle von der Caritas. Doch in der Nacht, wenn Tausende im Freien frieren und warten müssen, ist diese geschlossen. Freiwillige dringen in das Lager ein und verteilen Decken. Heimlich, denn Bundesheer und Polizei fürchten sich vor Tumulten. Keine fünfzig Meter weiter haben Militärpolizist*innen die ersten hundert Meter rasierklingenscharfen NATO-Drahtes an der „innersteirischen“ Grenze ausgerollt: Die österreichisch-slowenische Grenze verläuft hier mitten durch die Region Štajerska/Steiermark. Militärfahrzeige überall. Ich mache schnell ein Foto, trotz Pressesperrgebiets und Fotografierverbots. Es wimmelt nur so von Einsatzleitern.

Zwischen Zaun und Stacheldraht campieren wartende Menschen. Sie haben Lagerfeuer angezündet – es ist kalt. Beißender Rauch liegt in der Luft, als Brennstoff stehen ihnen nur Müll und Plastik zur Verfügung. Unwillkürlich fragt man sich: „Wie ist das, wenn es regnet, wie soll das weitergehen, wenn der erste Schneesturm aufzieht?“

Militär und Polizei haben hinter dem Stacheldraht einen Pferch errichtet. Ich kann es nicht anders nennen. Aus Eisengittern wurde ein Trichter geformt, in dem tausende Menschen anstehen und darauf warten, eingelassen zu werden. Wenn tausende Menschen hinten auch nur ein wenig nachdrängen, wird im Trichter der Druck so groß, dass Eltern vorne ihre Kinder über den Zaun reichen, aus Angst, sie könnten erdrückt werden. Immer wieder werden Menschen ohnmächtig. Auch sie werden dann von anderen über „das Türl mit Seitenteilen“[3] gehoben und auf der anderen Seite von Soldaten aufgefangen und weggetragen. Aus Lautsprechern brüllen Stimmen die Menschen an und befehlen ihnen, sich zu beruhigen. Pfeifkonzerte. Der Erfolg ist mäßig. Dann werde ich des Platzes verwiesen. Unschöne Szenen, die niemand sehen soll. „Wir müssen immer wieder hart durchgreifen“, sagt der BH-Offizier, sonst würde alles noch schlimmer. Er hat vollkommen recht, doch dann gesteht er selbst ein: „Man hat hier versucht, auf viel zu engem Raum das System, das am Grenzübergang in Nickelsdorf so gut funktioniert hat, zu kopieren. Das kann nicht funktionieren.“ Absicht oder Unfähigkeit? Gedankenlosigkeit oder politisches Kalkül?

Die Innenministerin nutzte die erste Drängelei an der Grenze jedenfalls sofort, um die Situation politisch auszunutzen: Die österreichische Grenze müsse vor wilden andrängenden unzivilisierten Flüchtlingsmassen geschützt werden, so ihre Suggestivbotschaft. Somit erfüllt sie wieder eine FPÖ-Forderung. Diesmal die nach einem Grenzzaun.

Einen Tag und eine Nacht hat die kleine weiße Fahne über der Volxküche geweht. Dann wurde sie auf Veranlassung des Roten Kreuzes von der Polizei beschlagnahmt. „Kein Mensch ist illegal! Wo kämen wir denn da hin“, sagt der Einsatzleiter …

„Ihr sollt wissen, dass kein Mensch illegal ist. Das ist ein Widerspruch in sich. Menschen können schön sein, oder noch schöner. Sie können gerecht sein oder ungerecht. Aber illegal? Wie kann ein Mensch illegal sein?“ *(Ellie Wiesel[4])*

Florian Walter
ÖBV-Vorstandsmitglied
und Bergbauer in Pöls

Für Kochinteressierte: www.two-austria.at

3) Zitat Bundeskanzler Faymann: https://derstandard.at/jetzt/livebericht/2000024712728/fluechtlinge-erneut-tausende-neuankuenfte-weiterhin-widersprueche-um-zaun

4) Elie Wiesel, Friedensnobelpreisträger. Ihm wird folgender Satz zugeschrieben: "You shall know that no one is illegal. It is a contradiction in itself. People can be beautiful or even more beautiful. They may be just or unjust. But illegal? How can someone be illegal?"

LAGERFÄHIGKEIT

„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Geschwisterlichkeit begegnen.“ Meinen die Menschenrechte – die Realität stellt sich anders dar. Ein kurzer Versuch zur Übertragung der Warenlogik auf den Umgang mit Menschen im Österreich von heute (!)

VON MIRA PALMISANO

Unter Lagerhaltung versteht man in Produktion und Logistik die Aufbewahrung von Material als Teilaufgabe der Materialwirtschaft. Lagerung bedeutet die gewollte Unterbrechung des betrieblichen Materialflusses, d. h. es entstehen bewusst gebildete Pufferbestände. Die Lagerhaltung erfordert ein Lager, d. h. einen Raum, ein Gebäude oder ein Areal, in dem Waren aufbewahrt werden können und ist zentrales Thema des Bestandsmanagements. Beim Fifo-Prinzip (First In – First Out) werden die zuerst eingelagerten Waren auch wiederum zuerst ausgelagert. Hiermit vermeidet man „Ladenhüter“. Das ist die gängigste Strategie. Das haben wir alle lange geübt. Lagerhaltung. Auf verschiedenen Ebenen.

In den Medien dargestellt als eine Masse – entmenschlicht zusammengefasst. Kein Geschlecht, kein Alter, keine genaue Herkunft, keine Psyche – eine Welle, aufbrandend, eine Lawine. Flüchtende Menschen werden zur angstbesetzten Katastrophe, Krise, Naturgewalt … etc. gemacht, und damit wird für die Entscheidungsträger*innen in Europa auch leichter argumentierbar, dass die Grenzen nun gesichert werden müssen – auf dass die Flut nicht überschwappe – mit Wällen, Mauern, Zäunen.

Und diese „Masse“, die da hereinschwappt, kann man dann auch gut lagern. Erstmal in Transitlagern, dann in Zwischenlagern, um dann ins Endlager gebracht zu werden.

Die Energie der Flucht

Ja, Menschen fliehen zusammen vor einer gemeinsamen Bedrohung (Krieg, Hunger, Naturkatastrophen, Diskriminierung, …). Alt, jung, stark, schwach, belastet, weniger belastet. Indem Menschen sich zusammenschließen, bekommt die Flucht Kraft, Richtung und immer mehr Chance, das Ziel zu erreichen. Die Energie der Flucht vervielfacht sich, solange jede*r darin die anderen erkennt, Menschen schieben sich gegenseitig vorwärts, stoßen sich aber nicht beiseite.

Wenn diese Menschen in Bewegung von Außen gestört, eingesperrt, aufgehalten werden, dann wissen sie bald nicht mehr, wohin sie sich wenden sollen. Dann schlägt die gemeinsame Flucht in Panik um. Dann muss plötzlich jede*r versuchen, sich selbst zu retten. Andere werden zum Hindernis. (siehe Elias Canetti, Masse und Macht)

Kontrolle und Gewalt

Das ist, was die europäische Politik mit der Erschaffung von Lagern, Zäunen und Hindernissen gerade produziert, ohne bewusst mit den Folgen dieses Handelns umzugehen. Weder sind die Transitlager- noch die Notunterkünfte sichere Orte. Es existieren keine Schutzräume für Frauen und Kinder. Familien werden auseinandergerissen, Kinder gehen verloren durch Druck, Stress, Bedrohung und die Strukturen, die erschaffen werden, um diese Menschen „unter Kontrolle“ zu halten.

Polizisten schreien Menschen an, schubsen Kinder wie Erwachsene, die ihnen durch ihre Bedürfnisse lästig werden. Sie intervenieren nicht, wenn es zu Konflikten kommt, treiben diese Konflikte mit ihrer Willkür an. Militärs üben physische Gewalt aus gegen Menschen, die ungewollt aus der Reihe tanzen. Weil sie die Situation nicht überblicken können. Frauen gebären ihre Kinder am blanken Asphalt, in der Warteschlange auf den Bus, hinter Eisengittern, aus Angst, nicht mehr weg zu kommen, im Lager bleiben zu müssen. Jeden Tag suchen zig Menschen ihre Familien, Kinder, Schwestern … weil niemensch weiß, wo der nächste Bus hinfahren wird.

Und das, obwohl da schon so viel Erfahrung ist. In den Prinzipien zum Umgang mit Menschen in Krisensituationen der Humanitarian Charta (1997) des internationalem Roten Kreuzes, der Bewegung Roter Halbmond und vielen weiteren humanitären Organisationen steht, dass es zu vermeiden ist, diese Menschen weiterem Leid auszusetzen – schon gar nicht durch undurchdachte Aktionen. Dass Diskriminierung zu vermeiden ist, dass sie zu schützen sind vor Gewalt – psychisch wie physisch.

Bleibt nur zu hoffen dass diese Prinzipien zur Anwendung kommen. Dass Einsicht einkehrt, dass es keinen Sinn macht, Zäune, Mauern, Stacheldraht und Gewalt anzuwenden, um eine Veränderung aufzuhalten, die sich schon lange angekündigt hat. Die die Folge von Imperialismus und Ausbeutung ist. Gewalt produziert Gewalt. Aber keine Gewalt hat Dauer – das hat schon der alte da Vinci gesagt.

Foto: Christopher Glanzl

Mira Palmisano
lebt und arbeitet im Hofkollektiv Wieserhoisl

NEULAND?

In einem Vortrag über die „Lange Grüne Revolution“ hat Raj Patel eine interessante Frage ans Publikum gestellt: Was ist historisch gesehen die wichtigste landwirtschaftliche Technologie? 1) der Pflug, 2) der Zaun, 3) Mineraldünger, 4) die Sämaschine oder 5) Gentechnisch Veränderte Organismen (GVOs)? Halten wir kurz inne: Was denken Sie? – Und ich füge noch eine weitere Frage für diesen Artikel an: Was hat das mit Landflucht zu tun?

VON FRANZISKUS FORSTER

Foto: Christopher Glanz

Bei dem Vortrag waren die Meinungen im Publikum relativ gleich verteilt. Nur GVOs waren in der klaren Minderheit. Patel gab dann seine möglicherweise überraschende Antwort: Es ist der Zaun. Ich werde seine Argumentation in aller Kürze wiedergeben, weil diese unmittelbar mit unserem Thema zu tun hat: Zäune spielten in der Zeit der Entstehung der industriell-kapitalistischen Landwirtschaft eine zentrale Rolle – erst auf einem durch Zäune abgegrenzten Fundament konnten die anderen Technologien ihre bis heute äußerst wichtige Bedeutung einnehmen. Wenn die Bedeutung von Technologien eingeschätzt werden soll, dann ist es aus kritischer Perspektive wichtig zu fragen, wie sich historisch ihre Rolle verändert und wie sich durch ihre Durchsetzung die sozialen Verhältnisse verändert haben.

Zäune markieren den Ausschluss

Nun sind Zäune bereits eine sehr alte Erfindung, die landwirtschaftlich insbesondere für bestimmte Formen des Weide- und Herdenmanagements eingesetzt wurde. Zäunen kommt aber historisch gesehen insbesondere dadurch eine entscheidende Rolle zu, dass sie eine zentrale Technologie im 18. Jahrhundert in der Zeit der Einhegung (Enclosure) der Commons sind. Zäune spielen im Übergang von Gemeingütern (Commons) zum Privateigentum eine zentrale Rolle. Diese Einhegung zerstörte viele Praktiken des „commoning“, also der sozialen Beziehungen, die sich im Zusammenhang gemeinschaftlicher Nutzung und Erhaltung der „Commons“ entwickelt hatten, welche die Grundlage wesentlicher Lebensbereiche bildeten (Nahrungsmittelproduktion, Jagd, Weide, Fischen, Holz, …). Zäune markieren die private Inbesitznahme durch Großgrundbesitzer, den Prozess der Einhegung immer größerer Gebiete. Damit verbunden waren die oftmals gewaltsame Vertreibung, die Enteignung, die Entwurzelung und der Ausschluss großer Menschenmassen. Diese Vertriebenen wurden „freigesetzt“ – und zwar doppelt: Sie waren „frei“ von Produktionsmitteln und damit nicht (mehr) in der Lage, für sich selbst zu produzieren und subsistent für eine Lebensgrundlage zu sorgen. Sie waren zugleich aber auch „frei“ darin, das einzige zu verkaufen, was ihnen blieb: ihre Arbeitskraft. Diese doppelte Freiheit zwang die meisten, in die Städte zu migrieren und sich künftig unter schwierigsten Bedingungen als (neu entstehendes) Industrieproletariat zu verdingen. Zugleich ist daran der Zwang geknüpft, Nahrungsmittel am Markt zu kaufen. (Würde man heute „Wirtschaftsflüchtling“ zu diesen Menschen sagen? Der Begriff „Landflucht“ schließt jedenfalls daran an.) Zäune markieren dabei den Ausschluss. Marx nennt dies den Prozess der „ursprünglichen Akkumulation“ in der Entstehung der kapitalistischen Produktionsweise. Dies hat grundlegende Auswirkungen für die Landwirtschaft ebenso wie die gesamte Gesellschaft. Land wird ebenso zur Ware wie die Arbeitskraft. In diese Entwicklung ist die Expansion, das Streben nach immer mehr eingeschrieben. Nun ist wichtig zu sehen, dass sich dieser Prozess nicht einfach einmal vollzog und seither abgeschlossen ist und seither alles in die „Normalität“ übergegangen wäre. Nein, dieser Prozess setzt sich bis heute weltweit fort. Das, was ist, kann bis heute nie genügen. Wachsen (für die einen) und Weichen (für die anderen) im globalen Maßstab. Ohne darauf nun näher eingehen

zu können: Die Geschichte der industriell-kapitalistischen Landwirtschaft ist eng verwoben mit Landflucht, mit Ressourcenkonflikten, mit Hunger und mit der Suche nach neuen Lebensperspektiven.

Die „richtige“ Seite des Zauns

Die Rolle des Zauns ist jedoch bei weitem nicht auf die Landwirtschaft begrenzt. Eine wesentliche Auswirkung betrifft auch die Vertreibung, den Verlust der Lebensgrundlagen. Und hier tritt die Bedeutung des Zauns erneut zutage: der Grenzzaun, der Zaun als Gewaltregime, gekoppelt mit der Illegalisierung, der Entrechtung, mit Rassismen, mit Zwangsverhältnissen, die nicht selten dazu führen, das Leben riskieren zu müssen. Zäune entwickelten sich dabei zu selektiven Zwangseinrichtungen, die jedoch nicht für Waren aus aller Welt und nicht für Menschen gilt, die zufällig auf der „richtigen“ Seite des Zauns geboren wurden. Mit Zäunen ist so etwas wie eine neue Form globaler Apartheid verwoben. Dies verdeutlicht eine spezielle Zaunform nahezu paradigmatisch: der Stacheldrahtzaun. Die nüchterne Definition auf Wikipedia: „Stacheldraht sind üblicherweise zwei verdrillte Drähte, auf denen in regelmäßigen Abständen zwei Drähte mit radial abstehenden Enden mit einigen Windungen aufgewickelt wurden. Die abstehenden Drahtenden weisen üblicherweise scharfkantige Grate auf. Stacheldraht wird gespannt oder in Rollen ausgelegt als Hindernis verwendet, um Tiere oder Menschen am Betreten oder Verlassen bestimmter Bereiche zu hindern.“ Eine Geschichte des Stacheldrahts würde viele Bereiche berühren: von der Tierhaltung über Grenzzäune, Lagerumzäunungen, militärische Zonen, Flucht, Gefangenschaft und die „Absicherung“ von Gebieten und Ländereien usw.

Dieser kurze Blick auf die Geschichte der Zäune verdeutlicht einen Zusammenhang, der sich in der Lebensweise des globalen Nordens verdichtet: Einerseits wird diese Lebensweise erst durch ein globales Regime ermöglicht, das Lebensgrundlagen weltweit zerstört. Andererseits wird es nicht zuletzt dadurch abgesichert, dass der großen Mehrheit der Menschen der Zugang zu den vielen Errungenschaften mit gewaltsamen Mitteln verwehrt wird.

Die Geschichte würde bei genauerem Hinsehen jedoch auch den Widerstand zeigen, der sich immer gegen diese „Maßnahmen“ richtete. Zäune können umgangen werden, Zäune können letztendlich abgebaut und eingerissen werden. Dabei ist nicht nur an die Zäune als gebaute Umwelt zu denken, sondern auch die Zäune, die in den Köpfen der Menschen verlaufen. Diese Geschichte zeigt auch, dass die Zäune immer dann Bestand haben, wenn diese auch von jenen Menschen mitgetragen werden, von denen vorgegeben wird, dass sie davon profitieren. Auch hier sollte Widerstand ansetzen. Wird dieses Mittragen, diese Akzeptanz brüchig, dann entsteht immer auch Raum für solidarische Alternativen. Zäune stehen auch immer für das, was sich dahinter befindet: für Neuland.

Franziskus Forster ist bei AgrarAttac aktiv und lebt als Bauer und Erwachsenenbildner im Innviertel an der bayrischen Grenze, derzeit direkt neben einem Zeltlager für 1.000 Flüchtlinge.

MIGRATIONSREALITÄT UND STIGMA-BILDUNG

… am Beispiel von deutschen Kleinstädten.

VON RENÉ KREICHAUF

Ungeachtet von Politik und Forschung fand in den vergangenen Jahrzehnten eine verstärkte Zuwanderung in den ländlichen Raum statt. Vor allem Spätaussiedler*innen[1] zogen in den1980er und 90er Jahren vornehmlich in ländliche Regionen Deutschlands. Die Migration in Klein- und Mittelstädten nimmt aktuell hauptsächlich durch die Verteilung von Geflüchteten stetig zu. Die Kommunen peripherer Räume werden vermehrt mit wachsenden Integrationsanforderungen konfrontiert. In der Forschung und in der Politik des Bundes und der Länder werden bisher jedoch die Spezifika ländlicher Räume bezüglich Migration und Integration kaum aufgegriffen. Ferner mangelt es aktuell an einem breiten wissenschaftlichen Theorie- und Praxisdiskurs, der sich hinreichend mit den Besonderheiten der Integrationsanforderungen und -bedingungen in Klein- und Mittelstädten peripherer Regionen auseinandersetzt[2].

Die Kleinstadt als Ort der Integration

In kleinen Städten kann nicht von einheitlichen Integrationspfaden ausgegangen werden. Kleinere Städte in der Umgebung von Großstädten sind beispielsweise stärker in die ökonomische Aktivität des Ballungsraums eingebunden. Peripher gelegene Gemeinden, insbesondere in Ostdeutschland, befinden sich häufig in strukturschwachen Regionen, die sich durch eine Erosion der Erwerbstätigkeit, hohe Arbeitslosigkeit, Alterung und (oftmals selektive) Abwanderung charakterisieren. Bedingt durch diese Entwicklungen werden auch die infrastrukturellen Angebote und sozialen Dienstleistungen, wie Sprachkurse und Beratungsangebote, eingeschränkt. Die Integration in den Arbeitsmarkt und in die Kleinstadtgesellschaft gestaltet sich hier schwieriger als in wirtschaftlich prosperierenden Regionen.[3] Die Kleinstadt zeichnet sich, abhängig von ihrer Lage, durch soziale und räumliche Überschaubarkeit, soziale Nähe sowie Intimität aus. Im Vergleich zu Großstädten ist die Auseinandersetzung zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten sichtbarer, kleinräumig und im Alltag spürbar. Die Zuwanderergruppen treffen auf enge soziokulturelle Auseinandersetzungen und Reaktionen mit der Mehrheitsgesellschaft. Soziale Netzwerke und Beziehungen sind lokal verortet, überschaubar und ausgeprägter. Zwar befinden sich die traditionellen Formen der sozialen Vergemeinschaftung im ländlichen Raum „im Wechselverhältnis aus Auflösung und Neuerfindung“[4], dennoch prägen auch heute noch organisierte Zusammenschlüsse wie Nachbarschaften, Vereine sowie Kirchengemeinden den Alltag und die Stadtgesellschaft. Diese Eigenschaften gehen mit einem höheren Maß sozialer Kontrolle einher, was sich auf den Integrationsverlauf durchaus ambivalent auswirken kann: Einerseits werden direkte Kontaktmöglichkeiten gefördert; andererseits können die räumliche Nähe und geringere Anonymität verschiedener Kulturgruppen mit unterschiedlichen sozialen Lagen und Wertorientierungen auch Konflikte hervorrufen. Die Zuwanderung in kleinen Städten geht daher oftmals mit Segregationstendenzen[5] und Stigmatisierungsprozessen einher.

Die sozialräumliche Konzentration und Stigmatisierung

Anhand der Untersuchung des Siedlungsverhaltens von Zuwanderergruppen, vor allem der Spätaussiedler*innen und der Geflüchteten in verschiedenen Kleinstädten wird deutlich, dass gezielte lokale Zuweisungspolitiken und Diskriminierungspraktiken die sozialräumliche Integration erheblich beeinflussen und zur Entstehung ethnisch segregierter Quartiere beitragen können. Migrant*innen in ostdeutschen Kleinstädten werden beispielsweise aus ökonomischen Gründen gezielt in von hohem Leerstand betroffene Quartiere untergebracht, um den Wohnungsmarkt zu stabilisieren und die Rentabilität der Wohnungsunternehmen zu garantieren. Die durch die lokale Politik, Verwaltung und Wohnungsbaugesellschaften gesteuerte Konzentration dient weiterhin oft der Sicherung „stabiler deutscher Nachbarschaften“. Eine Durchmischung würde zur Entstehung von Konflikten und zum Verfall von Quartieren führen. Weiterhin wurden und werden Zugewanderte oft als temporäre Bewohner*innen begriffen, die nach Ablauf der Wohnortbindung die Stadt verlassen. Die Konzentration ist in solchen Fällen politisch und verwaltungstechnisch gewollt und von den lokalen Wohnungsunternehmen gesteuert. Den Zugewanderten wird strategisch – sei es durch Zuweisung oder durch Diskriminierungspraktiken bei der Vergabe von Wohnraum – der Zugang zu anderen Wohnmöglichkeiten verwehrt (Eingrenzung durch Ausschluss). In der Konsequenz haben sich in einigen Gemeinden von der Kleinstadt isolierte Quartiere der Ankunft und Abreise entwickelt.

Die sozialen und räumlichen Merkmale dieser Stadtteile beeinflussen die Wahrnehmung auf Quartier und Bewohner*innen. Genthin Süd – ein migrantisch geprägtes Viertel der Stadt Genthin in Sachsen Anhalt – zeichnet sich z. B. durch Einwohnerschrumpfung, Rückbauprozesse, den Verlust städtischer Versorgungseinrichtungen und sozialer wie kultu-

1) Spätaussiedler*innen sind in der Regel deutsche Volkszugehörige, die die Republiken der ehemaligen Sowjetunion nach dem 31. Dezember 1992 im Wege des Aufnahmeverfahrens verlassen und innerhalb von sechs Monaten im Geltungsbereich des Gesetzes ihren ständigen Aufenthalt genommen haben (BVFG, Paragraph 4: Spätaussiedler).
2) Vgl. Boos-Krüger, Annegret (2005): Sozialräumliche Integration von Zuwanderern in Klein- und Mittelstädten des ländlichen Raumes. Annährung an ein neues Forschungsgebiet. In: Schader-Stiftung et. al. (Hrsg.): Zuwanderer in der Stadt - Expertisen zum Projekt. Darmstadt.
3) Vgl. Schader-Stiftung (2011): Integrationspotenziale in kleinen Städten und Landkreisen - Ergebnisse des Forschungs-Praxis-Projekts. Darmstadt.
4) IRS/ILS (Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung / Institut für Landes- und Stadtentwicklungsforschung) (2009): Forschungspraxisprojekt ‚Integrationspotenziale in kleinen Städten und Landkreisen'. Erster Zwischenbericht der Begleitforschung. Erkner/Dortmund, S. 19. (Unveröffentlicht)
5) Segregation beschreibt im Wesentlichen den Prozess der disproportionalen Verteilung von Bevölkerungsgruppen über die städtischen Teilgebiete nach verschiedenen Merkmalen wie bspw. Ethnizität (ethnische Segregation).

reller Angebote sowie durch eine räumliche Abtrennung bedingt durch eine Bahntrasse aus. Für Bewohner*innen der Kernstadt bestehen kaum Berührungs- und Kontaktpunkte zu Genthin Süd. Die fehlende emotionale und funktionale Bindung ist gleichsam Nährboden für negative Zuschreibungen, die weiterhin durch den wahrgenommenen Niedergang des Quartiers und dessen Erscheinungsbild unterstützt werden. Soziale Konflikte, fremdenfeindliche Einstellungen der sogenannten Aufnahmegesellschaft und institutionelle Diskriminierungen charakterisieren das Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten in Genthin. Befragte Migrant*innen erklären z. B., dass sie oftmals aufgrund ihrer äußeren Erscheinung und dem Sprechen einer anderen Sprache auf Ablehnung und Anfeindungen stoßen würden. Das Leben anderer kultureller Praktiken und Traditionen wird in Kleinstädten scheinbar negativ wahrgenommen und mit Vorbehalten und Ängsten betrachtet. Es widerspricht dem im ländlichen Raum oft vorkommenden eindimensionalen Integrationsverständnis der Assimilation, also der Anpassung an bestehende kulturelle und gesellschaftliche Strukturen.

Erstaunlich ist, dass sich viele ethnisch geprägte Quartiere tatsächlich durch eine relativ geringe Konzentration Zugewanderter auszeichnen, diese aber von der einheimischen Bevölkerung höher eingeschätzt wird. Genthin hat z. B. einen Migrantenanteil von 2,8 Prozent. Selbst wenn davon ausgegangen würde, dass alle der rund 500 ansässigen Personen mit Migrationserfahrung im segregierten Stadtteil Genthin Süd lebten, ergäbe sich dort bei 1.900 Quartiersbewohner*innen ein ungefährer Anteil von 23 Prozent. Befragte Akteur*innen der Verwaltung, Politik, der sozialen Arbeit und der einheimischen Bevölkerung vermuten allerdings einen Anteil zwischen 40 und 80 Prozent – also zwei bis vier Mal höher als er real maximal sein kann. Das bestätigt Dangschats[6] These, dass die Aufnahmegesellschaft die Konzentration unwillkommener Migrant*innen aufgrund von Vorbehalten höher einstuft. Die eigentlich geringe Zuwanderung wird in kleinen Städten oft als Masseneinwanderung, die die Stadtgesellschaft bedrohe, begriffen. Die Ballung der Migrant*innen wird als problematisch wahrgenommen und Quartiere damit als Ghetto oder Sozialer Brennpunkt stigmatisiert, die zugewanderten Bewohner*innen letztlich degradiert.

Nährboden für Desintegration

Seit mehr als zwei Jahrzehnten bestimmen Verteilungsmechanismen und Wohnortzuweisungsgesetze wesentlich das Siedlungsverhalten von Spätaussiedler*innen und Asylsuchenden – als größte Zuwanderungsgruppen nach 1990. Sie haben zu einer gezwungenen Lokalisierung der Migrant*innen auch in kleinen Städten geführt. Ostdeutsche Kleinstädte wie Genthin, die bis zu diesem Zeitpunkt kaum Erfahrungen mit Migration gehabt haben, haben sich im Zuge dessen zu Ankunfts- und Wohnorten für diese Gruppen entwickelt. Auf lokaler Ebene stellen die Regulationen den Nährboden für die politisch forcierte Konzentration und soziale Exklusion in benachteiligenden Nachbarschaften dar. Diese stadtpolitischen Strategien spielen, wie Light[7] ausmacht, eine bedeutende Rolle in der Steuerung von Migration. (Klein-)Stadtpolitik kann Migrations- und Integrationspolitik machen.

Dennoch äußert sich Segregation auf einem anderen Niveau als in Großstädten: Aufgrund der Stadtgröße, des relativ geringen Anteils der Migrant*innen in der Kleinstadt, durch unterschiedliche gesellschaftliche Strukturen (beispielsweise engere soziale Beziehungen, spezifische Wertorientierungen, überholtes Integrationsverständnis) wird die tatsächliche ethnische Konzentration durch eine Stigmatisierung des betroffenen Quartiers und der Bewohner*innen intensiviert und problematisiert. Die Qualität und die Ausformung der Segregation sind hauptsächlich durch die vornehmlich negative Wahrnehmung der Stadtgesellschaft auf das segregierte Quartier geprägt. Zuweisung, Wohnortbindung, die Erstaufnahme in einer Massenunterkunft und die anschließende Konzentration in Sozialwohnungen eines bestimmten Stadtteils können Spannungen und Konflikte zwischen Aufnahmestadt und Migrant*innen erzeugen. Diese Zuwanderung auf Zwang kann dazu führen, dass weder die Stadt und Zivilgesellschaft noch die Zugewanderten selbst besondere Integrationsbemühungen leisten. Sie trägt ferner vermehrt zur sozialräumlichen Exklusion durch spezifische lokale Isolierungspolitiken und zur Entstehung zivilgesellschaftlicher Vorbehalte und Fremdenfeindlichkeit bei. Diese Mängel einer Migrations- und Integrationspolitik, die sich durch Zuweisungsgesetze und -praktiken auszeichnet, werden aktuell in der Unterbringung von Geflüchteten offensichtlich.

René Kreichauf, MA Urban Studies
kreichauf@gsnas.fu-berlin.de
forscht als Doktorand zur Unterbringung und Integration von Geflüchteten in europäischen und nordamerikanischen Städten am Department Soziologie des John-F.-Kennedy Instituts für Nordamerikastudien der Freien Universität Berlin.

6) Dangschat, Jens S. (2007): Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation. In: Dangschat, Jens S.; Hamedinger, Alexander (Hrsg.): Lebensstile, Soziale Lagen und Siedlungsstrukturen. Hannover.

7) Light, Ivan (2006): Deflecting Immigration: Networks, Markets, and Regulation in Los Angeles. New York.

GEBEN HAT MICH NOCH NIE ÄRMER GEMACHT

Der Verein „Bauern helfen Bauern“ mit Sitz in Salzburg engagiert sich seit 22 Jahren für Flüchtlinge. Gegründet wurde er von Doraja und Alexander Eberle unter dem Eindruck der humanitären Katastrophe, die durch den Bosnienkrieg ausgelöst wurde. Derzeit helfen die Ehrenamtlichen des Vereins den tausenden Flüchtlingen, die durch Salzburg reisen.

VON IRMI SALZER

Fotos: Monika Thuswald

Die Nähe hat mich verpflichtet, ich konnte doch nicht hier in Salzburg sitzen und nichts tun“, erklärt Doraja Eberle auf die Frage, warum sie vor über zwanzig Jahren den Verein „Bauern helfen Bauern“ ins Leben gerufen hat. Seit damals hat der Verein zehntausende Menschen, die aus Bosnien, dem Kosovo und anderen Balkanländern flüchten mussten, unterstützt. Angesichts verlassener Häuser und Dörfer, in denen Tiere im Zuge der Flucht freigelassen worden waren oder in den Ställen verendeten, wo Landminen das Betreten der Äcker unmöglich machten und Höfe und Häuser völlig zerstört worden waren, kamen Eberle und ihre Mitstreiter*innen zu der Überzeugung, dass „dieses Land nie wieder auf die Beine kommen kann“, wenn nicht tatkräftige Unterstützung für den Wiederaufbau geleistet wird. „Wir haben viele Flüchtlinge wieder nach Hause gebracht“, so Eberle.

Hilfe zur Selbsthilfe

Die Wiederaufbauarbeit bestand und besteht einerseits in Soforthilfe, aber auch in der Hilfe zur Selbsthilfe. Tausende sogenannte Paten- und Familienpakete wurden zur Verfügung gestellt, Saatgut, landwirtschaftliche Geräte und Nutztiere ermöglichten den Heimkehrer*innen einen Neuanfang. Dabei gab es großartige Unterstützung von Bäuer*innen in Salzburg. „Ohne die bäuerliche Bevölkerung hätte das nicht funktioniert“, betont Doraja Eberle. „Bauern helfen Bauern“ baute mehr als 1.000 Holzhäuser nach dem skandinavischen Blockhaussystem und die Infrastruktur dazu (Entminung, Straßenbau, medizinische Versorgung, Schulen). Dabei wurde auch an der Überwindung der ethnischen Konfliktlinien gearbeitet: „Wir haben den Menschen eine trächtige Kuh gegeben, mit der Auflage, das Kalb einer ethnisch anderen Gruppe zu schenken. Das hat immer funktioniert.“ Nach wie vor werden Menschen in Bosnien und der Herzegowina mit Nutztieren und Saatgut unterstützt. Schulen in Südtirol und Spender*innen sammeln Gemüse- und Blumensaatgut. Letztes Jahr wurden im Rahmen dieser Saatgutaktion mehr als 16.000 Saatgutsackerln verteilt.

Im Mittelpunkt steht die Menschenwürde

Bauern helfen Bauern versteht sich als Ergänzung zu den großen Hilfsorganisationen und bearbeitet Nischen, die deren Arbeit nicht erreicht. Deshalb kümmert sich der Verein um den ländlichen Raum und nur im Ausnahmefall um Ballungszentren. Er betreut auch ältere und alte Menschen, die von vielen Hilfsorganisationen durch die notwendige Schwerpunktbildung meist schon per Definition ausgeschlossen sind. Es geht um direkte und persönliche Beziehungen mit den Betroffenen und vor allem um Menschlichkeit. „Die Menschen, die wir in den letzten zwanzig Jahren unterstützt haben, erzählen uns, dass ihnen, wenn sie sich an ihre Flucht erinnern, vor allem die schönen Momente in Erinnerung sind, wenn man ihnen Gutes getan hat“, erzählt Doraja Eberle.

Zurzeit sind die Ehrenamtlichen des Vereins in der humanitären Nothilfe in Salzburg engagiert. Bis zu fünfzehn Stunden am Tag werden auf dem Salzburger Bahnhof, in den Notquartieren und auf der Fluchtroute Mütter und kleine Kinder, Schwangere und alte oder erschöpfte Men-

schen betreut und versorgt. „Es ist die Intensivstation“, meint Doraja Eberle, „Decken und Essen austeilen, Babies tragen und vor allem mit den Leuten reden. Die Menschen gehen durch unsere Hände und unsere Herzen.“

Irmi Salzer
Pressesprecherin ÖBV-Via Campesina Austria

Jede Hilfe zählt!
Geld- und Sachspenden, die Beteiligung an der Saatgutaktion und auch persönliches Engagement als Helfer*in unterstützen die Arbeit von „Bauern helfen Bauern“.

Kontaktadresse:
Alexander u. Doraja Eberle
Prötschhofstraße 12, 5082 Grödig bei Salzburg
Tel.: +43-(0)62 46-734 08
e-mail: bhb@bhb.sbg.at/www.bhb-sbg.at

Spendenkonto
Bauern helfen Bauern – Salzburg
Konto 10900
BLZ 35018, Raiffeisenbank Grödig
IBAN Nr. AT 7535 0180 0000 0109 00
BIC: RVSAAT2S018 (SWIFT)

Ihre Spenden sind gemäß
§ 4A Z 3 A ESTG absetzbar.

JETZT LEBT NIEMAND MEHR IN UNSEREM DORF

Ein Gespräch mit Base (47) und Zara (25) Hasan. Sie sind kurdische Jesiden aus Syrien. Sie leben seit etwa drei Jahren im oberen Mühlviertel.

VON LISA HOFER-FALKINGER

Zuerst ist die junge Familie, Zara und Said mit den beiden Kindern Tayro und Mahir, damals 5 und 2,5 Jahre alt, geflohen. Nach einem halben Jahr sind die Eltern von Said nachgekommen.

Base und Yusef, die Eltern, führten zusammen mit den Jungen einen Bauernhof. Sie molken zweimal täglich 15 Kühe und ca. 50 Schafe mit der Hand, machten aus der Milch Käse, Butter und Joghurt, das von Händlern aufgekauft bzw. getauscht wurde. Weiters machten sie Heu für den Winter ohne Maschinen. Die Schafe und Kälber wurden geschächtet und auch an Händler verkauft. Sie hatten eine sehr hohe Eigenversorgung. Zara sagt, sie waren sehr frei und sie hatten viel Freude an der Arbeit. Es hätte ein gutes Leben sein können.

Aber es war in den letzten Jahren nicht mehr gut. Der syrische Diktator Assad hat alle jungen Männer vom Dorf holen lassen. Und die IS hat alles geraubt, was sie gerade brauchten. Sie hatten alle Angst, wenn ein Auto ins Dorf kam, und wenn sie die Kühe von der Weide holten, hatten sie auch Angst. Angst vor der IS und Angst vor der Armee. Jesiden werden nämlich zuerst an die Front geschickt.

Wie ist es zur Fluchtentscheidung gekommen? Base erzählt: „Unsere Männer und jungen Frauen mussten sich immer verstecken. Wir entschieden, die Jungen sollen eine Zukunft haben, sie sollen zuerst fliehen. Wir haben die Schafe und Gold (Gold gehört traditionell zur Brautgabe) einem Schlepper gegeben, um die Familie nach Österreich zu bringen. Etwa ein halbes Jahr später haben wir auch die Kühe und den Rest des Schmucks an denselben Schlepper gegeben. Das war alles sehr, sehr traurig. Ich träume sehr oft von der Landschaft, den Nachbarn, den Tieren und alles was dort geblieben ist.

Zara bekommt feuchte Augen, und sie erzählt: „Die Fahrt von der Türkei nach Österreich in einem LKW war mit den zwei kleinen Kindern sehr anstrengend. Es ging in einem durch und die Kinder mussten ganz leise sein. Wenn ich an den letzten Blick zurück auf unser Dorf denke, tut es noch immer ganz drin im Herzen weh. Die Kinder sprechen immer noch von unseren Hunden und Schafen. Ob sie unser Land wieder einmal sehen werden?“

Fotos: Lisa Hofer-Falkinger

Zara und Base im gemeinsamen Wohnzimmer

Beide Frauen sagen, wenn sie einen Hof bekommen könnten, möchten sie wieder in einer Landwirtschaft arbeiten. Es würde schon ein Stückchen Acker für eigenes Gemüse genügen.

Die Familie wartet auf Arbeitsbewilligung, denn so viel Freizeit halten sie schlecht aus und ihre Männer noch schlechter. Aber sie sind sehr froh, hier bei uns in Sicherheit und ohne Angst leben zu können.

Ich danke den beiden Frauen für ihre Offenheit im Gespräch und die köstliche Bewirtung.

Das Gespräch mit Familie Hasan führte Lisa Hofer-Falkinger am Nationalfeiertag

STADT, LAND – HIN UND RETOUR

Gedanken zur Stadt- und Landflucht und der Flucht vor sich selbst.
VON AURELIA Z.*

Foto: Wikimedia

Oft haben wir zu Hause Stadt, Land, Berg … gespielt. Ein Spiel, bei dem es ohne materielle Mittel, wie Spielkonsolen oder wenigstens bunte Plastikhütchen darum ging, blitzschnell die zum jeweiligen Buchstaben passenden Namen aufs (Schmier-)papier zu kritzeln und dann „Halt“ zu rufen. Dabei ging es nicht nur darum, das allgemeine Wissen über Geographie oder Botanik abzurufen. Der Atlas lag immer aufgeschlagen dabei, um uns zu vergewissern, dass der Popocatepetl tatsächlich ein Berg in Mexiko ist. So haben wir uns vor 50 Jahren die Welt ins Dorf geholt – Globalisierung anno dazumal.

Schon früh entstand dabei der Wunsch in mir, die Enge des Tales zurückzulassen und sowohl räumliche als auch gedankliche Weite zu suchen. Auch die materielle Situation empfand ich bedrückend – also auch Wirtschaftsflüchtling.

Obgleich ich es geliebt habe, stundenlang durch den Wald zu streifen – wenn ich dann noch Schwammerln und Beeren fand, fühlte ich mich reich beschenkt –, blieb trotzdem das drängende Gefühl, „ich muss hier raus“ und war Motor und gleichzeitig Treibstoff für mein Handeln.

Wenn ich auf der Schaukel saß und den Wolken Namen gab, waren es die Flugzeuge, denen ich mein „Nimm mich mit“ sehnsüchtig nachrief.

Bei der letzten Ausgabe der ÖBV-Zeitung zum Thema Bildung wurde mir klar, dass ich Bildung als Mittel zum Zweck benutzt habe – um „weg zu kommen“. Aber wohin? Ich hatte kein klares Ziel, außer der vagen Vorstellung, wenn ich nur den hämischen Blicken der Nachbarin entkommen sei und als Arbeiterkind in der Schule unvoreingenommen benotet würde – würde ich durchatmen können und wäre gerettet.

Dann war ich in der Stadt und habe den Atem angehalten vor lauter Gestank. Bei Besuchen zu Hause bin ich dann absichtlich mit meinem „schönen Gewand“ in den Stall gegangen um etwas „Gegengift“ mitzunehmen, und mit dem Gackern der Hühner im Ohr habe ich mich zurück ins Großstadtgetöse begeben.

Kann es denn sein, dass gar nichts gepasst hat, frage ich mich heute. War ich zu ungeduldig und habe die Situation halt einfach nicht annehmen können?

Aber wie hätte ich mit den sexuellen Übergriffen, die ganz normal schienen, umgehen können – so ganz allein?

Mit dem Schlager „bist du allein, von allen Freunden verlassen, dann komm in die Stadt, town, town …“ als Ohrwurm habe ich die Großstadtmelodie aufgesogen, und auch heute haben die Neonlichter einen faszinierenden Glanz für mich. Und ich habe Freund*innen gefunden, mit denen ich meine Gedanken und Erfahrungen teilen konnte und mich dadurch selbst ein Stück gefunden. Puzzlesteine, die lange nicht zusammengepasst haben, fügen sich Stück für Stück ineinander. So wurde auch der Weg zurück aufs Land wieder denkbar und auch realistisch. Die Natur ist mein Nährboden, ich brauche die Stille und das Gekrächze des Eichelhähers genauso, wie das vielsprachige Stimmengewirr in der U-Bahn. Heute flüchte ich nicht mehr „für immer“, sondern pendle hin und her. Fühle mich dort und da zu Hause und verbinde Stadt und Land, wenn auch manchmal nur mit einem Notverband. So stärke ich mich in der Stadt, füttere meine Widerständigkeit und lasse die soziale Kontrolle am Land an mir abperlen. Meine Nichte schleppe ich vom Land ins Englische Theater, damit sie sich selbst ein Bild von der, für sie beängstigenden, Stadt machen kann, und meinen Freund*innen aus der Stadt zeige ich, wo unser Einkorn wächst und teile meine Begeisterung mit ihnen – für einen Sternenhimmel. Mit Milchstraße.

** Name von der Redaktion geändert*

MEIN WEG VOM KONGO NACH EUROPA

Zwischen Widerstand, Flucht und Exil. Ein Ausschnitt aus dem obengenannten Buch.

VON EMMANUEL MBOLELA

Der Place Tchad war aber auch ein Treffpunkt für die Migrant*innen. Jeden Tag trafen wir uns hier und diskutierten. Jede Gruppe berichtete von der Route, die sie genommen, und von dem Leiden, das sie durchgestanden hatte.

Wir stellten fest, dass diejenigen, die über den Niger gereist waren, und diejenigen, die die Route über Mali gewählt hatten, sehr ähnliche Dinge durchmachen mussten. Jede Person, die ihre Geschichte erzählte, endete mit den Worten: „Wenn ich jemals in Algier ankommen sollte, werde ich allen raten, diese Route nicht zu nehmen“.

Nachdem wir einander über unsere Reiseerlebnisse erzählt hatten, sprachen wir meist von politischen Themen. Auch hier wurde wiedergegeben, was ich bereits an vielen anderen Stationen meiner Reise gehört hatte: Man beklagte die schlechte Verwaltung des Heimatlandes und beschrieb, auf welche Weise die afrikanischen Politiker ihr eigenes Volk berauben und einzig und allein für die Interessen ihrer eigenen Familien arbeiten würden.

Wir verglichen auch die Reichtümer Afrikas mit denen der restlichen Welt. Jede Person, die sprach, erwähnte dabei die ungeheuren Reichtümer des Kongo und den Umstand, dass dieses Land alleine ganz Afrika ernähren könnte. Unsere malischen Freunde wunderten sich stets, dass „Zairer“, wie sie uns nannten, ins Exil gehen mussten, denn sie kannten keinen Krieg und keine politische Verfolgung – sie waren auf der Suche nach einem besseren Leben.

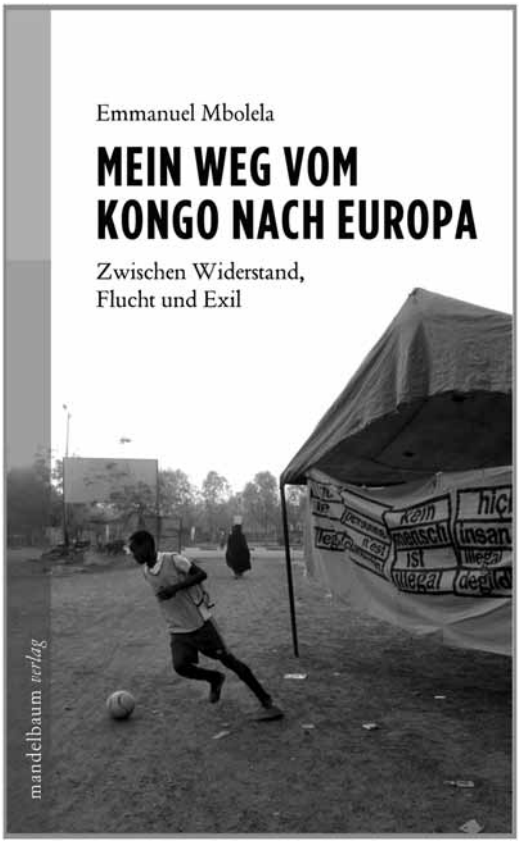
Es gab aber auch Reisende aus dem Kongo, die das Land aus ökonomischen oder persönlichen Gründen verlassen hatten. Einige Frauen erzählten, dass sie ihren Ehemännern, die bereits in Europa lebten, nachreisen würden und dass ihnen die Konsulate die Einreisevisa verwehrt hätten. Ich traf Menschen aus Liberia und der Elfenbeinküste, die aufgrund des Krieges weggegangen waren und die mir erzählten, wie sie nur knapp dem Tod entgangen waren. Die meisten von denen, die ich in Tamanrasset traf, hatten jedoch ihr Land verlassen, weil sie in ökonomischen Schwierigkeiten waren und bei sich zu Hause keine Zukunft für sich sahen.

So sprachen wir am Place Tchad über Politik, Wirtschaft, Kultur und Religion. Wir entwickelten sogar Vorschläge, wie unsere Länder regiert werden mussten, damit die Reichtümer allen zugänglich wären. Einige hatten vor, nach ihrer Reise zurückzukehren und Fabriken zu bauen oder Landwirtschaft zu betreiben.

Ein junger Migrant erzählte von seinem Vorhaben, nach seiner Reise zurückzugehen und in seinem Land ein Unternehmen aufzubauen. Er schwor sich, keine Steuern zu bezahlen, da diese ohnehin nur in die Taschen der Machthaber fließen würden. Alle hier hatten ihr „Projekt“. Einige bekundeten, dass sie jede Arbeit annehmen würden, die sich ihnen in Europa böte. Sie würden auf den Feldern arbeiten, auf den Straßen, ja sogar in den Leichenschauhäusern. Das einzig Wichtige sei, genügend Kapital zusammenzubekommen, um danach zu Hause investieren zu können.

Andere widersprachen und gaben an, nur für das Wohlergehen ihrer Eltern arbeiten zu wollen. In Afrika zu investieren sei hingegen zu riskant: Man würde Gefahr laufen, durch Plünderungen und Kriege alles von einem Moment zum anderen wieder zu verlieren. Um ihr Argument zu untermauern, sprachen sie über all die afrikanischen Machthaber, die ihre Reichtümer ins Ausland gebracht hatten. Sie zählten die Villen, Schlösser und Bankkonten auf, die die Präsidenten ihrer Länder in diesem oder jenem europäischen Land innehätten.

Und als ich aufs Neue begriff, dass jeder seine eigenen Gründe für seine Reise hatte, dass jeder sein eigenes Projekt verfolgte, begriff ich auch den Inhalt meines eigenen Projekts: Ich wollte die Europäer*innen darüber aufklären, welche Konsequenzen damit verbunden waren, dass Europa so viele afrikanische Diktatoren unterstützte.



Emmanuel Mbolela. Mein Weg vom Kongo nach Europa. Zwischen Widerstand, Flucht und Exil.
Mit einem Vorwort von Jean Ziegler
Aus dem Französischen von Dieter Alexander Behr.
4., überarbeitete Auflage.
Mandelbaum-Verlag 2015. 14,90 Euro.

NYELENI 2016
Europäisches Forum für Ernährungssouveränität

Wegbereitung für ein Nyéléni Europa II
Cluj Napoca, Rumänien – Herbst 2016

Hintergrund

Seit dem ersten Europäischen Forum für Ernährungssouveränität vom 16. bis 21. August 2011 im niederösterreichischen Krems sind nun mehr als vier Jahre vergangen. Damals kamen über 400 Menschen aus 35 Ländern und über 250 Organisationen zusammen. Seither wurde die Bewegung durch Bäuerinnen und Bauern, Konsumierende und verschiedene Aktivist*innengruppen kontinuierlich gestärkt. Diese tragen so zur rasanten Entwicklung der Bewegung für Ernährungssouveränität in ganz Europa bei.

Es bleibt noch viel zu tun, um unsere Bewegung in Europa zu erweitern und unsere Vision, die Prinzipien der Ernährungssouveränität in die Praxis umzusetzen, zu realisieren. Dies ist insbesondere wichtig im Lichte der Bedrohungen durch TTIP, wachsende Landkonzentration und Landraub, neue Saatgutregelungen und durch die ungebrochene Orientierung hin zu Export und Wachstum. Das alles hat eine Welle von Bäuerinnen- und Bauernprotesten in ganz Europa ausgelöst. Gleichzeitig bieten wichtige Prozesse wie die nächste GAP-Reform und Vorschläge für eine europäische Bodendirektive gute Möglichkeiten, aktiv zu werden.

Die Zeit ist daher reif, ein zweites NYÉLÉNI EUROPA Forum zur Ernährungssouveränität vorzubereiten.

Ziel

Das Ziel eines Nyéléni Europa II ist das Aufbauen auf den Ergebnissen und Entwicklungen, die seit dem ersten Nyéléni Forum stattgefunden haben, um so die Ernährungssouveränitätsbewegung in Europa zu stärken und ihre Basis zu verbreitern. Einige grundlegende gemeinsame politische Ausgangspunkte:

- Ernährungssouveränität als politischer Rahmen, wie er in der Nyéléni Europa Deklaration und im Aktionsplan von 2011 (http://www.nyélénieurope.net/en/), aufbauend auf der Nyéléni Konferenz 2007 in Mali (www.Nyéléni.org), zu finden ist.
- Die Internationale Erklärung zur Agrarökologie, die 2015 durch die Nyéléni Bewegung verabschiedet wurde.

http://www.foodsovereignty.org/forum-agroecology-Nyéléni-2015/

Erste Schritte

Die rumänische Organisation Eco Ruralis hat angeboten, das Forum auszurichten und bereits mit dem Vorbereitungsprozess begonnen.

Ein Task Team aus Gruppen, die bereits an der Vorbereitung des letzten Nyéléni Europa Forums beteiligt waren, ist dafür verantwortlich, den Prozess hin zu einem zweiten europäischen Nyéléni Forum anzustoßen. Es besteht aus rund zehn Personen, unter denen sich Repräsentant*innen der Europäischen Koordination Via Campesina – ECVC, Eco Ruralis, Friends of the Earth Europe, FIAN, Transnational Institute – TNI, ÖBV – Via Campesina Austria, Urgenci, International Planning Committee for Food Sovereignty – IPC befinden.

Ein Koordinationskomitee für ein „Nyéléni Europa II“ wird gegründet werden, um die Vorbereitungen und den Prozess hin zum Forum zu koordinieren. Damit die Teilnahme aller interessierten Organisationen sichergestellt werden kann, brauchen wir Eure Hilfe!

Engagiert Euch und gebt Rückmeldung!

Organisationen, die interessiert sind, in die Vorbereitungen des Forums eingebunden zu werden, sollten sich mit anderen Organisationen vernetzen, die die Vision der Ernährungssouveränität, wie sie in der Nyéléni Europa Erklärung von 2011 beschrieben ist, teilen. Innerhalb ihrer Regionen, ihrer Netzwerke und mit ihren Partnern sollte Rücksprache gehalten werden, um so Rückmeldungen zu möglichen Zielen, dem Zeitplan und potentiellen Ergebnissen des Forums zu erfragen. Nach diesem Konsolidierungsprozess wird es ein physisches Treffen Anfang Dezember in Paris geben. Dort soll das Koordinationskomittee gegründet und nächste Schritte beschlossen werden.

Wir hoffen, dass viele unter euch mit uns die Verantwortung für und die (Vor-)Freude auf die gemeinsame Organisation des Nyéléni Europa Forum II in Cluj Napoca, in der wunderschönen Region Transsylvanien in Rumänien, teilen werden.

Mit freundlichen und solidarischen Grüßen,

Das Task Team:

– Eco Ruralis – Ramona, Attila, Derek, Paula
– Europäische Koordination Via Campesina ECVC – Jyoti, Geneviève, Andrea
– Friends of the Earth Europe – Nele
– Transnational Institute TNI – Sylvia
– FIAN – Brigitte
– Urgenci – Jocelyn
– International Planning Committee for Food Sovereignty IPC – Anna
– ÖBV – Via Campesina Austria – Ludwig

RETTET DAS GÖRTSCHITZTAL!

Ein Erfahrungsbericht und ein Hilferuf aus dem vom HCB-Skandal gebeutelten Görtschitztal.

VON ISA PRIEBERNIG

Ich bin Bäuerin, Biobäuerin in Hochfeistritz im Görtschitztal. Unser Erbhof liegt auf 950 m Seehöhe am Westhang der Saualpe. Er wurde 1638 erstmals urkundlich erwähnt. Wir betreiben einen Vollerwerbsbetrieb mit Kärntner Blondvieh, Kärntner Brillenschafen, Norikern, Schweinen, Hühnern usw. Bis November 2014 waren wir Direktvermarkter von Frischfleisch.

Was passierte Ende November?

Am Mittwoch, dem 26. November 2014, haben wir das erste Mal von dem Chlorgift HCB gehört. Die Medien berichteten, Zeitungen und Radio waren voll davon. Welche Auswirkungen HCB auf unsere Familie und unseren Hof, ja für die gesamte Bevölkerung im Görtschitztal haben wird, das wusste damals niemand. Um sicherzugehen, fuhr mein Mann bereits am darauffolgenden Freitag zur Landesregierung und ließ auf freiwilliger Basis sämtliche Lebensmittel, die auf unserem Hof produziert wurden, untersuchen. Es wurde beschwichtigt und verharmlost; schließlich sei unser Betrieb sieben Kilometer vom Werk W&P entfernt. Wie man wisse, sei HCB ein schweres Gift und sicherlich nicht bei uns zu finden.

Da wir Gewissheit wollten, schlachteten wir ein Kalb und ein Lamm. Eine Woche später wussten wir es, beide Tiere mussten verbrannt werden. Es begann eine furchtbare Zeit. Weil die Futtermittelproben Rückstände aufwiesen, wurden bei unserem silofreien Hof 181 Großballen Heu entsorgt!

Seit 8. Dezember 2014 wurde dann nur mehr Bio-Austauschfutter aus Italien gefüttert. Die Kosten übernahmen zum Teil W&P und die Kärntner Landesregierung. Außerdem wurde das Blut meines Mannes Mitte Jänner untersucht. Erst mehr als zwei Monate später erhielt er das Ergebnis:

„Herr Priebernig, unglücklicherweise haben Sie alle Produkte von zu Hause gegessen! Im Speziellen Butter, Käse, Topfen, Fleischprodukte. Durch diese Essgewohnheiten hat sich Ihr Blut mit HCB angereichert. Sie gehören zur höchsten Risikogruppe, Ihre Blutwerte werden sich erst nach sechs bis zehn Jahren halbiert haben, natürlich darf da nichts mehr dazu kommen. Deshalb dürfen Sie ab dem heutigen Tag keine Lebensmittel von Ihrem Bauernhof essen.“ Geschockt fragte mein Mann, wann die restliche fünfköpfige Familie beprobt wird. Die Sanitätsbehörde gab daraufhin die Antwort: „Das ist nicht vorgesehen!“

Zu vernichtende Futterballen

Foto: Bürgerinitaive Görtschitztal

Also mussten meine vier Kinder und ich uns auf eigene Kosten beproben lassen. Innerhalb von zehn Tagen hatten wir das Ergebnis:

Zwei Personen mittel belastet.

Drei Personen hoch belastet.

Aus war es mit dem Essen der eigenen Lebensmittel. Wir wurden vom hochwertigen Lebensmittellieferanten zum zahlenden Konsumenten, meine gesamten Vorräte an Topfen, Käse, Speck, Salami, Butter, brachte ich in meiner Ohnmacht zur W&P-Zentrale nach Klagenfurt. Ich gab eine Rechnung dazu. Wie soviele andere Rechnungen wurde sie bis heute nicht bezahlt.

Bis Juli 2015 wurden im Görtschitztal 500 Stück Rinder und 1,500.000 Liter Milch verbrannt. Wieviele Schafe, Ziegen und Schweine wurde nie bekannt gegeben.

Alleine auf unserem Bauernhof wurden:
24 Schafe
2 Schweine und
1 Kalb entsorgt – VERBRANNT!

Unsere Kund*innen können wir bis heute nicht mit Fleisch beliefern, schließlich dürfen wir es ja selber auch noch nicht essen. Dies ist jedoch nur eine persönliche Entscheidung, denn schon im Juni 2015 haben wir ein Schreiben der Veterinärbehörde bekommen, das besagt, dass unser Betrieb nicht mehr auf HCB untersucht wird.

Foto: Bürgerinitaitve Görtschitztal

Unsicherheit verstärkt das Chaos

Die Unsicherheit in der Bevölkerung ist groß. So hat uns zum Beispiel der Ehemann einer Politikerin, der selbst Bauer ist, im Oktober bei der Landesregierung angezeigt. Zuvor war eine Bekanntmachung von Global 2000 ausgestrahlt worden, welche besagte, dass ein unlängst geschlachtetes Schaf und ein Schwein vom Hof Priebernig über dem für die Görtschitztaler Bevölkerung zumutbaren HCB-Gehalt belastet war. Familie Priebernig verfüttert vorsätzlich mit HCB kontaminiertes Futter! Das war der Vorwurf!

Trotz der daraus resultierenden Futtermittelkontrolle durch zwei Landesbeamte geben wir nicht auf. Schließlich hatten wir in diesem Jahr schon fünf Tage AMA Kontrolle, Naturschutz-Kontrolle usw.

Als Biobauer in einer Genussregion zu wohnen ist eine Ehre

Bei uns sieht die Genussregion jedoch so aus: Am Anfang vom Görtschitztal befindet sich Österreichs größte ungesicherte Giftmülldeponie und fünfzehn Kilometer weiter Südostösterreichs größte Abfallverbrennungsanstalt – mit angeschlossener Zementproduktion in Eigenverantwortung. Das bedeutet, dass der Betrieb selbst kontrollieren darf, ob die Emissionen, die das Werk auslässt, auch erlaubt sind. Der üble Zustand der Deponie in Brückl und das verantwortungslose Handeln des Zementwerkes haben das Görtschitztal und seine Bewohner*innen auf Jahre nachhaltig geschädigt.

Bürgerinitiative gegründet

Gemeinsam mit einer jungen Mutter, Viktoria Brandstetter, deren Kinder, jetzt zehn Monate und 2,5 Jahre alt, durch das Stillen hoch belastet sind, haben wir die Bürgerinitiative „Rettet das Görtschitztal“ gegründet. Wir veranstalten bereits seit Jänner 2015 alle vierzehn Tage einen Protestmarsch von Klein Sankt Paul nach Wietersdorf. Den zehnten und elften Protestmarsch haben wir in Klagenfurt abgehalten. Der letzte am 17. Oktober fand in Wien statt. Wir sind vom Landwirtschaftsministerium zum Stephansdom marschiert und haben dort eine Heilige Messe für die Görtschitztaler gefeiert. Im Anschluss an diesen Protestmarsch wurde am 17. Oktober im Churhaus zu St. Stephan eine Wanderausstellung eröffnet. Auf Anfrage machen wir Ausstellungen mit chronologischer Reihenfolge der Ereignisse, mittels Bildern, Bescheiden, Aufklärungsarbeit.

Wir, die „Bürgerinitiative Rettet das Görtschitztal“ wollen, dass aus dem nachhaltig geschädigten Görtschitztal wieder eine lebenswerte, giftfreie Region wird, schon alleine der Gesundheit unserer eigenen sechs Kinder wegen.

Dazu benötigen wir aber auch finanzielle Unterstützung. Die Ausstellungen sollen uns im Rahmen von Charity-Kleinverkäufen dabei dienlich sein. Wir müssen unsere Kinder laufend überprüfen lassen, damit wir sicher sind, dass nicht mehr des Giftes aufgenommen wird als der Körper abbauen kann. Wir wollen Sicherheit bei den Lebensmitteln haben, auch das geht nur mit laufenden Beprobungen, die wir selbst organisieren und finanzieren müssen.

Wir wollen rechtzeitig Bescheid wissen, falls noch einmal etwas „schief läuft“. Wir benötigen fachlichen Beistand von Sachverständigen, die uns dabei unterstützen, dass die ansässigen Industrien auch tatsächlich für die Menschen, Tiere, kurz die gesamte Umwelt verträgliche Mengen an Schadstoffen in die Umwelt entsorgen. Wir wollen, dass die, seit 2003 noch immer nicht abgeschlossene, Umweltverträglichkeitsprüfung – welche diesen Dezember abgeschlossen werden soll – angesichts der offensichtlich passierten Katastrophe neu aufgerollt wird.

Wir benötigen wahrscheinlich auch rechtlichen Beistand

Die Mutter in Karenz war darauf nicht eingestellt, auch die Biobäuerin hat nicht damit gerechnet, wie wohl keiner im Tal. Deshalb auch diese Ausstellungen mit Information und Kleinverkauf, um das alles zu finanzieren. Wir benötigen jede finanzielle und aktive Unterstützung. Nähere Informationen sind auf unserer Homepage zu finden: www.rettetdasgoertschitztal.at

Isa Priebernig
Biobäuerin im Görtschitztal

Wir organisieren Ausstellungen mit informativen Erklärungen einer betroffenen Biobäuerin und einer betroffenen Mutter. Bitte kontaktieren Sie uns bei Interesse.
Spenden überweisen Sie bitte an:
Bürgerinitiative „Rettet das Görtschitztal“,
IBAN: AT77 2070 6045 0038 2389
Bitte helfen Sie uns!
Stopp Müllverbrennung im Görtschitztal!

kurz & bündig

irmi

„HEUTE WURDEN WIR EINGESPERRT – MORGEN SEID ES VIELLEICHT IHR“

Am 6. Oktober 2015 verhaftete die polnische Polizei elf Bäuer*innen aus Pyrzyce auf ihren Höfen. Pyrzyce liegt in einer Region, in der mehr als 60 % der landwirtschaftlichen Fläche an ausländische Investoren verkauft wurde. Die verhafteten Bäuer*innen werden beschuldigt, Teil einer organisierten Gruppe zu sein, die Landauktionen seitens der staatlichen WRSP zu verhindern versucht. Der Staatsanwalt stellte fest, dass die Bäuer*innen mehr als ein Dutzend Auktionen blockieren, die Agrarland im Wert von mindestens sechs Mio. Zloty an ausländische Investoren verkaufen sollen. Die Bäuer*innen hatten unter anderem Land, das für den Verkauf vorgesehen war, mit ihrem eigenen Saatgut bestellt und bewacht.

Die verhafteten Bäuer*innen fordern einen Stopp des Ausverkaufs von polnischem Agrarland an ausländische Spekulanten und Unternehmen. „Die Gesetzesänderungen, die wir fordern, würden den aus der Kontrolle geratenen und rücksichtslosen Ausverkauf von polnischem Agrarland stoppen. Dieser Ausverkauf verursacht den ökonomischen und sozialen Verfall des Ländlichen Raums und baut koloniale Strukturen in unseren Regionen auf“, sagt Edward Kosmal, Sprecher des KPRWZ (Protestkomitee der Bäuer*innen aus Westpommern).

Am 8. Oktober wurden fünf der verhafteten Bäuer*innen für zwei Monate in Untersuchungshaft genommen. Die anderen kamen gegen Kaution frei; ihnen allen drohen bis zu fünf Jahre Gefängnis.

Der Versuch, protestierende Bäuer*innen zu kriminalisieren, soll andere Bäuer*innen einschüchtern. Zudem sei die Verhaftung ein Racheakt für den Kampf gegen ausländisches Kapital, meinen Vertreter*innen des ICPPC, der International Coalition to Protect the Polish Countryside. Die Organisation ruft auf, Protestbriefe an die polnische Regierung zu senden. Kontaktadresse: biuro@icppc.pl

Quelle: www.icppc.pl

DIE EUROPÄISCHE KOORDINATION VIA CAMPESINA SOLIDARISIERT SICH MIT GEFLÜCHTETEN

„Angesichts des menschlichen Dramas, das wir in Europa derzeit erleben, möchten die Bäuerinnen und Bauern von Via Campesina ihre volle Solidarität mit jenen ausdrücken, die gezwungen sind, ihre Dörfer und ihre Länder zu verlassen. Diese Solidarität gilt insbesondere Syrer*innen, Iraker*innen, Afghan*innen, Kurd*innen und all jenen, die aus verschiedenen Regionen Afrikas kommen und zu Hunderten auf ihrem Weg nach Europa sterben.

Wir prangern die grausame geltende europäische Migrationspolitik sowie alle unternommenen Maßnahmen an, die die freie Einreise nach Europa behindern oder unmöglich machen. Obwohl in den Medien selten darüber gesprochen wird, möchten wir an die Gründe erinnern, die diese Menschen zwingen, aus ihren Ländern zu flüchten. Das Problem muss an den Wurzeln angepackt werden, um Übergriffe zu beenden und um die Lebensbedingungen in den Heimatländern zu ändern, unter denen ganze Bevölkerungen leiden.

Schließlich erinnern wir daran, dass ein weiteres Mal die Zivilgesellschaft sowie Bäuerinnen und Bauern sehr viel schneller und besser reagiert haben, als der Großteil unserer Regierungen. Unsere Solidarität und unser Engagement gelten dem Aufbau eines Europas, in dem Menschen wichtiger sind als neoliberale Wirtschaftsinteressen.“

Quelle: Pressemitteilung von ECVC

BAUERN UND BÄUERINNEN GEGEN TTIP

Ab sofort können Bäuerinnen und Bauern eine Petition gegen TTIP unterzeichnen! Auch Ortsbauernausschüsse können sich mittels einer Resolution gegen TTIP positionieren. Alle Infos in der nächsten Zeitung sowie auf www.bauern-und-baeuerinnen-gegen-ttip.at

HOFKOLLEKTIV ZWETSCHKE – ZUAGROAST IN ZWETTL

„Frischluftnarrische“ werden wir anscheinend in der Umgebung mitunter genannt. Eigentlich gar nicht so unpassend; ein bisschen narrisch sind wir bestimmt, und frische Luft gibt es jedenfalls auch genug hier im Waldviertel.

VON THERESA STÖCKL

Foto: Theresa Stöckl

Aber vielleicht heißt das auch: Narrisch muss sein, wer hierher kommt…? Mehr Menschen scheint es jedenfalls in die andere Richtung zu ziehen – vom Waldviertel weg, in die Städte, wohin auch immer, hin zu Arbeitsplätzen und Infrastruktur. Die Nachbarn haben wir da schon einigermaßen verwundert, als wir vor fast zwei Jahren hier ankamen. Sie fänden es ja super, dass wir da seien, aber was wir hier eigentlich machen wollten und wie und wovon wir leben wollten, sei ihnen ein Rätsel.

Tja, wo das alles hingeht und was hier noch entsteht, wissen wir manchmal selbst nicht so genau, aber wir wissen: Wir sind hier und wir wollen hier sein, zumindest solange wir einen Grund zum Lachen finden. Es gibt so viele Ideen und Möglichkeiten, was wir hier tun können, dass uns noch lange nicht langweilig wird, und einige davon haben wir auch schon umgesetzt.

Versuch einer Beschreibung

Wir befinden uns nahe der Stadt Zwettl, hier liegt, direkt am Fluss Zwettl, die alte Holzmühle. Neben den Wohnhäusern und Nebengebäuden gehören auch 7,5 ha umliegender Grund und ein Kleinwasserkraftwerk dazu. Seit Jänner 2014 wird all das vom gemeinnützigen Verein Hofkollektiv Zwetschke genutzt.

Die Bewohner*innengruppe – auch bekannt als „die Zwetschken“ – betreut, wartet, renoviert und nutzt Haus und Grundstück, um es für die vielfältigen Vereinsaktivitäten verfügbar zu machen und als Wohnraum zu beleben. Unsere Gemeinschaft besteht aus mittlerweile (mindestens!) sieben erdäpfelsüchtigen Neuwaldviertler*innen, die viel Energie, Zeit und Liebe in die Holzmühle stecken. Langfristig soll die Gruppe auf 10–15 Menschen anwachsen.

Wir beschreiten alternative Wege in vielerlei Bereichen. Wo auch immer wir nicht einverstanden sind mit gängigen gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Normen, Zwängen oder Mechanismen, experimentieren wir mit Alternativen, z. B. in unserer räumlichen, sozialen und Arbeitsorganisation, Lebensmittelversorgung und Landwirtschaft und in Fragen der Ökonomie und Finanzierung.

Wir gestalten unser Zusammenleben hierarchiefrei, bedürfnisorientiert und solidarisch. Wir entscheiden im Konsens und thematisieren dahinter stehende Themen oder Gefühle, wenn wir uns nicht einig sind. Ja, mitunter reden wir viel. Dafür ist auch viel möglich durch das gemeinsame Tragen von Verantwortung und das Vereinen und Teilen unserer Ressourcen.

Gemeinsam einsam?

Trotz der wunderschönen Einzellage und leider sehr schlechten öffentlichen Verkehrsanbindung kann von Isolation am Land keine Rede sein – die Holzmühle ist

nicht nur für viele unserer Freund*innen und Bekannten scheinbar ein beliebtes Ausflugsziel geworden, es melden sich auch immer mehr Menschen, die von uns erfahren haben und uns kennenlernen möchten. Somit ist ein abgelegener Ort im Waldviertel schon nach eineinhalb Jahren häufig Begegnungspunkt für viele interessante Menschen geworden.

Das Hofkollektiv ist ein offener Raum, der von Einzelpersonen und Gruppen besucht und mitgenutzt wird – sei es zum Spaß oder zur Erholung, für gesundheitsfördernde, pädagogische und therapeutische Zwecke, um in der Forst- oder Landwirtschaft oder auf Baustellen mitzuwirken oder um einfach bei Festivitäten teilzunehmen.

Wir organisieren Veranstaltungen vor Ort und auch in der Region, einerseits im Bereich Kunst und Kultur (Lesungen, Konzerte, Clownerietage, …), andererseits um Vernetzung, Bildung und gesellschaftlichen Diskurs anzuregen, z. B. das „Los Geht's 2014", Kräuterkurse, regionale Vernetzungstreffen oder die Veranstaltungsreihe „Geld alternativ leben".

Wir haben außerdem eine regionale Lebensmittelkooperative ins Leben gerufen, deren Lager bei uns am Hof ist und dank derer wir und einige Nachbar*innen uns hauptsächlich von biologischen bäuerlichen Produkten aus der Umgebung ernähren können.

Und die Landnutzung?

Die landwirtschaftlichen Flächen werden seit Anfang 2015 als eigenständiger Betrieb bewirtschaftet, der einen von vielen Tätigkeitsbereichen am Hof darstellt. Das Grundkonzept ist ein kleinbäuerlicher Vielfaltsbetrieb, wobei biologischer Anbau als selbstverständliches Mindestmaß im Umgang mit Kulturland gilt. Wir legen außerdem Wert auf den Kreislaufgedanken und Förderung der Biodiversität.

Momentan sind viele Aufbauarbeiten zu leisten … von Obstbaum-, Beerenobst- und Wildgehölzpflanzungen über die Rückeroberung des Ackers, der viele Jahre brach lag, zur Anschaffung technischer Infrastruktur wie Werkzeug, Maschinen oder einem Bewässerungssystem. Wir bauen Gemüse an und wollen den Acker auch als Experimentierfeld, vor allem für traditionelle und seltene Sorten und Sonderkulturen wie z. B. Mohn, Schwarzkümmel, Lein, etc. nutzen. Auch fürs Lernen, Lehren und Forschen soll dabei Raum und Fläche zur Verfügung stehen, von Kursen oder Besichtigungen für Kinder bis zu universitären Forschungen ist dabei alles möglich.

Wir beschäftigen uns intensiv mit Wildkräutern. Händisch werden viele verschiedene Pflanzen geerntet, getrocknet und zu Tees, Kräutersalzen, -ölen, -essigen und anderen Produkten verarbeitet. Weitere Pläne und Ideen sind z. B. Schafhaltung mit Milchverarbeitung, Pilzzucht, Bienenhaltung, Saatgutherstellung …

Die landwirtschaftlichen Produkte dienen der Selbstversorgung, aber auch einer darüber hinausgehenden Weitergabe. In Bezug auf die Vermarktung haben wir ein Experiment gestartet, das gleichzeitig eine Bildungsinitiative darstellt:

Wir möchten darüber informieren, wie schwierig es für kleinbäuerliche Betriebe ist, eine finanzielle Existenzgrundlage zu erwirtschaften. Wir stellen daher eine Auflistung von Tätigkeiten, Arbeitsstunden und Materialeinsatz, die in Produkten stecken, bereit. Die Konsument*innen sollen jedoch eigenverantwortlich und auch nach ihren eigenen Möglichkeiten wählen können, ob sie einen dementsprechenden Preis oder einen frei gewählten bezahlen.

Das soll auch zu Diskurs, Eigeninitiative und Selbstverantwortung anregen.

Wir sind selbst ziemlich gespannt, wie sich dieses Experiment entwickelt …

Gleichzeitig suchen wir nach Möglichkeiten für zusätzliche und andere Finanzierungsmöglichkeiten des landwirtschaftlichen Betriebs, da auch für uns ein finanzielles Auskommen mit den Einnahmen der Produktion und Ausgleichszahlungen schwierig sein wird und wir uns nicht unter Produktions-, Leistungs- und Arbeitsdruck setzen wollen.

Kollektives Eigentum und Finanzen

Wir sind strukturell und ökonomisch kollektiv organisiert, wir geben und nehmen all unsere privaten Einnahmen und Ausgaben in und aus einem Topf, der dafür sorgt, dass sowohl gemeinsame als auch individuelle Bedürfnisse erfüllt werden können. (Ja! Das funktioniert!) Unsere Einkommen stammen zur Zeit hauptsächlich aus externer Lohnarbeit, wobei wir im-

Foto: Theresa Stöckl

mer versuchen, den Anspruch zu erfüllen, dass sowohl bezahlte als auch unbezahlte Arbeit nicht aus Zwängen heraus, sondern in einem zufriedenstellendem Maß und den persönlichen Wünschen und Möglichkeiten entsprechend verrichtet wird.

Das Eigentum der Liegenschaft liegt in Händen des Vereins anstatt einzelner Personen. Das stellt unter anderem sicher, dass die Nutzung der Holzmühle unabhängig von privatem Besitz und Kapital geschieht. Es ist uns ein wichtiges Anliegen, das Anwesen langfristig einer sinnvollen Nutzung zur Verfügung zu stellen und dem spekulativen Immobilienmarkt zu entziehen.

Die Finanzierung erfolgt über Einlagen der Bewohner*innen, Direktkredite von Privatpersonen und Spenden.

Direktkredit heißt, dass ohne Umwege über eine Bank Menschen bei uns ihre Ersparnisse anlegen können und genau wissen, was damit passiert. Sie ermöglichen dadurch außerdem die Verwirklichung eines vielfältigen, zukunftsweisenden Gemeinschaftsprojektes. Direktkredite bieten die Möglichkeit einer sinnvollen, sozialen und transparenten Geldanlage. Das Hofkollektiv kann dadurch ohne Bankkredite und die dahinter stehenden spekulativen Geschäfte, ohne hohe Zinssätze und ohne die weitere Bereicherung von Reichen seine Ziele umsetzen. Anleger*innen können sich sicher sein, dass ihr Geld nicht für dergleichen verwendet wird.

Das Hofkollektiv Zwetschke braucht aktuell Gelder zum Abschluss des Kaufs. Mehr als die Hälfte der Holzmühle konnte der Verein bereits erwerben, weitere Eigentumsanteile müssen bis Ende 2015 ausbezahlt werden. Weiters werden wir in Zukunft Gelder für Ausbau und Investitionen in Gebäude und Grund brauchen. Die noch im Rohbau befindlichen Gebäudeteile wollen wir nach und nach ausbauen, sodass mehr Raum sowohl für Vereinsaktivitäten als auch für eine größere Bewohner*innengruppe zur Verfügung steht.

Das Kleinwasserkraftwerk vor Ort, dessen Sinnhaftigkeit und Potential für unser Projekt enorm sind, stand mehrere Jahre still und befindet sich in keinem guten Zustand. Außerdem ist für den weiteren Betrieb der Bau einer Fischaufstiegshilfe gesetzlich unerlässlich. Aus ökologischer Sicht ist eine Pflanzenkläranlage zur Abwasseraufbereitung eine weitere wichtige Investition.

Für all das benötigt der Verein Hofkollektiv Zwetschke Direktkredite. Es fehlt nicht viel, um den Kauf abzuschließen. Es geht dabei nicht um große Summen von einzelnen Personen – wir streben ein breites Netzwerk an, in dem Einzelne Beträge vor allem in der Höhe von 1.000 Euro bis 5.000 Euro bei uns anlegen.

Mehr Informationen über Finanzielles, Sicherheiten und Verträge, auch über uns und unsere Ideen gibt es auf unserer Website oder gerne auch per Mail und Telefon.

Natürlich freuen wir uns auch über Spenden in jeglicher Höhe.

Das Hofkollektiv Zwetschke unterstützen kann mensch auch in Form von Fördermitgliedschaften. Fördermitglieder unterstützen den Verein z. B. durch Mithilfe vor Ort oder durch einen frei wählbaren regelmäßigen monetären Beitrag. Die Mitgliedschaft ist allerdings nicht an bestimmte Leistungen gebunden!

Kontakt: www.hofkollektiv-zwetschke.net
zwetschke@riseup.net, Tel.: 02822/52495

Theresa Stöckl
Mitgründerin des Hofkollektivs Zwetschke,
Biobäuerin und Kräuterfachfrau

ANALYSE DES GRÜNEN BERICHTS 2015

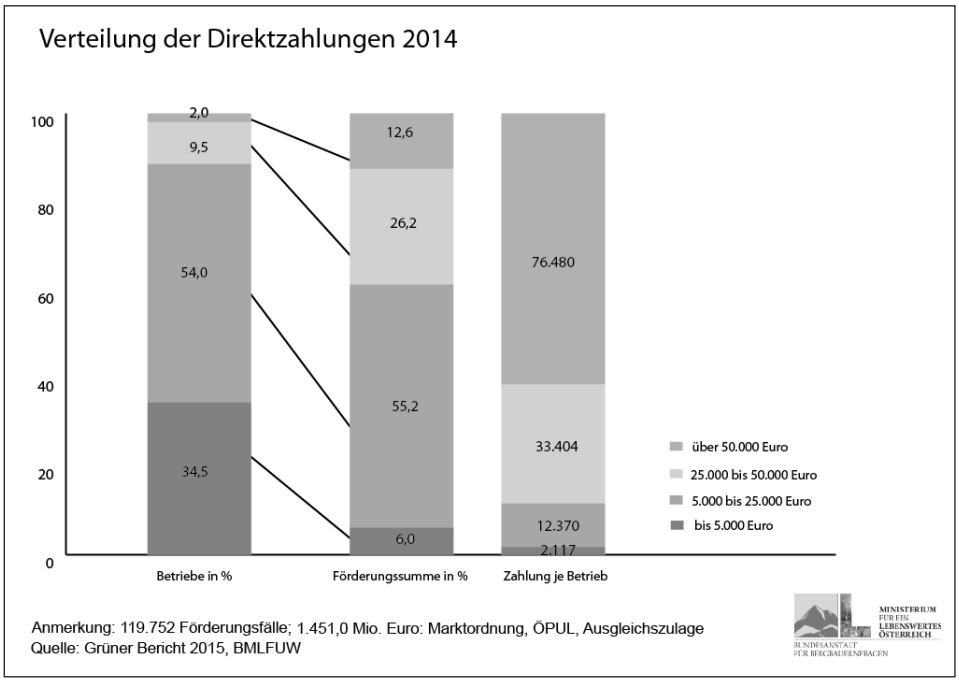
Der Grüne Bericht 2015 dokumentiert die Einkommensentwicklung in der Land- und Forstwirtschaft des Jahres 2014. Für Futterbau-, Bergbauern- und Biobetriebe gab es 2014 ein kleines Einkommensplus, bei allen anderen Betriebsformen ein Minus.

VON GERHARD HOVORKA

Das Einkommen aus Land- u. Forstwirtschaft nahm im Jahr 2014 durchschnittlich um 5 % auf 23.370 Euro je Betrieb ab. Nach drei negativen Jahren in Folge war das Einkommen auf einem ähnlichen Niveau wie im Jahr 2010. Je nichtentlohnter Arbeitskraft (früher: Familienarbeitskraft) sank das Einkommen aus Land- und Forstwirtschaft ebenfalls um 5 % auf 18.949 Euro. Der Einkommensrückgang im Vergleich zu 2013 wurde durch niedrigere Erträge in der Schweinehaltung, bei Erdäpfeln und Zuckerrüben, bei Tafeläpfeln und aufgrund einer niedrigeren Weinernte verursacht. Ein höherer Milchpreis und niedrigere Aufwendungen für Futtermittel dämpften die negative Entwicklung. Der Ertrag blieb im Vergleich zum Vorjahr gleich groß, der Aufwand stieg um 1 % (vor allem wegen höherer Kosten für Personal, Pacht, Mieten und Abschreibungen).

Nach Betriebsformen betrachtet, konnten nur die Futterbaubetriebe aufgrund der höheren Milchpreise eine Einkommenssteigerung (plus 5 %) erreichen, alle anderen Betriebsformen hatten Einbußen zu verzeichnen. Am stärksten waren die Einbußen bei den Dauerkulturbetrieben (minus 39 %). Der Einkommensrückstand der Grünlandbetriebe (Futterbau) gegenüber den Marktfruchtbetrieben (3.667 Euro Differenz je Betrieb) ist leicht gesunken. Bergbauern- und Biobetriebe konnten ein leichtes Einkommensplus erwirtschaften.

Nach Betriebsgrößen betrachtet waren die Einkommensunterschiede zwischen großen und kleinen Betrieben mit einem Verhältnis von 11:1 auch im Jahr 2014 massiv. Beispielsweise erzielten die großen Marktfruchtbetriebe ein Einkommen aus Land- u. Forstwirtschaft von 72.820 Euro je Betrieb, das ist das Dreizehnfache der kleinen Marktfruchtbetriebe (5.568 Euro je Betrieb). Bei 42 % aller Betriebe im Grünen Bericht war der Verbrauch größer als das Gesamteinkommen. Das Eigenkapitel konnte im Durchschnitt um 3.193 Euro je Betrieb erhöht werden.

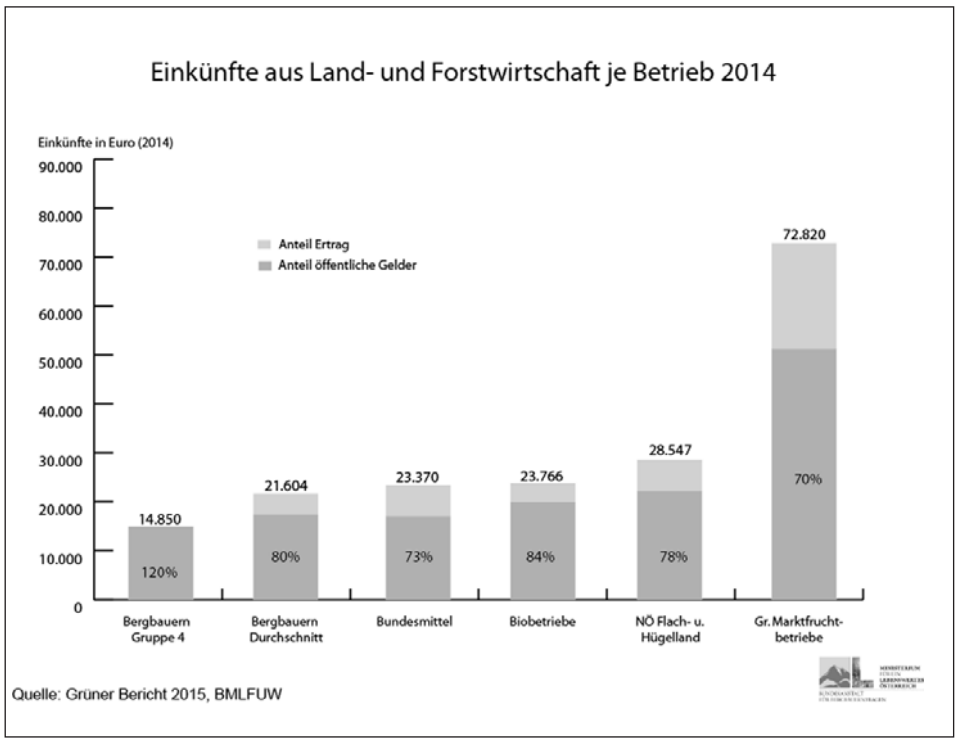


Vergleich Nebenerwerb und Haupterwerb

Die Nebenerwerbsbetriebe erwirtschafteten 2014 im Durchschnitt mit 4.530 Euro je Betrieb (minus 18 %) nur knapp 10 % des landwirtschaftlichen Einkommens der Haupterwerbsbetriebe (plus 4 %). Je Familienarbeitskraft (nAK) beträgt die Differenz zwischen Haupt- und Nebenerwerb fast 25.000 Euro. Das Gesamteinkommen der Haupterwerbsbetriebe ist 2014 leicht gestiegen, bei den Nebenerwerbsbetrieben hingegen um 4 % gesunken.

Bergbauernbetriebe können Einkommen leicht verbessern

Das Einkommen aus Land- und Forstwirtschaft stieg bei den Bergbauernbetrieben 2014 im Durchschnitt um 3 % an. Dadurch hat sich die Einkommensschere der Bergbauernbetriebe gegenüber den Gunstlagen ein wenig verkleinert (Nichtbergbauernbetriebe: minus 12 %). Der Rückstand beträgt 3.701 Euro bzw. 15 % gegenüber den Nichtbergbauernbetrieben. Ohne Bergbauernförderung (Ausgleichszulage = AZ) wäre der Abstand zu den Gunstlagen viel größer. Bei Betrachtung des Gesamteinkommens der Bergbauernbetriebe vergrößert sich der Rückstand sogar noch ein wenig. Noch deutlich größer ist die Differenz bei den extremen Bergbauernbetrieben (BHK-Gruppe 4). Eine Familienarbeitskraft erreichte in der BHK-Gruppe 4



nur 55 % des Einkommens der Nichtbergbauernbetriebe bzw. 38 % der Marktfruchtbetriebe (Differenz: 20.030 Euro).

Einkommen der Biolandwirtschaft leicht gestiegen

Die Anzahl der geförderten Biobetriebe hat 2014 wiederum leicht abgenommen, die Biofläche hat leicht zugenommen. Der Anteil der Biolandwirtschaft liegt bei 17 % an den Betrieben und 20 % an den Flächen. Die große Mehrheit der Biobetriebe (72 %) sind auch Bergbauernbetriebe. Das land- und forstwirtschaftliche Einkommen der Biobetriebe stieg um 5 % auf 23.766 Euro je Betrieb und lag 2 % über dem Bundesdurchschnitt. Die Biobetriebe erhalten mehr öffentliche Gelder als der Durchschnitt der Betriebe (vor allem aus dem ÖPUL) und weisen eine günstigere Aufwandsrate (Aufwand/Ertrag) auf.

Agrarbudget nahm um 1 % ab

Im Jahr 2014 wurde mit 2,1 Mrd. Euro-Budgetmittel um rund 1 % weniger an EU-, Bundes- und Landesmittel für die Land- und Forstwirtschaft aufgewendet als im Jahr davor. Die Marktordnungsausgaben hatten einen Anteil von 35 %, das Programm Ländliche Entwicklung von 50 % und die zusätzlichen nationalen Fördermittel machten 15 % aus. Der Anteil der öffentlichen Gelder am landwirtschaftlichen Einkommen betrug 73 % bzw. 18 % am Ertrag. Bio- und Bergbauernbetriebe hatten im Durchschnitt auch im Jahr 2014 deutlich niedrigere Förderungen als die Marktfruchtbetriebe.

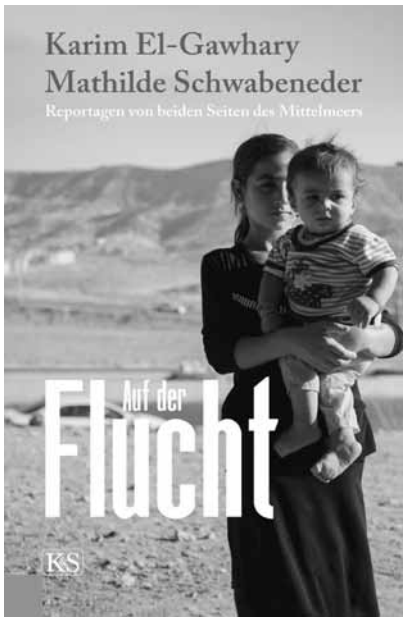
Ungleiche Verteilung weiterhin groß

Im Maßnahmenjahr 2014 machten die flächenbezogenen Direktzahlungen an landwirtschaftliche Betriebe 1,45 Milliarden Euro (Betriebs- und Tierprämien, ÖPUL, AZ) aus. Im Durchschnitt waren es 12.166 Euro je Betrieb. Sie sind sehr ungleich verteilt. Während 35 % der Betriebe im unteren Förderbereich (bis 5.000 Euro) im Durchschnitt nur 2.117 Euro je Betrieb erhielten und einen Förderanteil von nur 6 % hatten, lukrierten 2 % der Betriebe am oberen Ende (über 50.000 Euro) 13 % aller Fördermittel und im Durchschnitt 76.480 Euro je Betrieb. In den Genuss von jeweils über 100.000 Euro Direktzahlungen kamen 265 Betriebe, die zusammen 48 Mio. Euro (im Durchschnitt 180.000 Euro je Betrieb) erhielten.

Fazit

Das Jahr 2014 war für die Land- und Forstwirtschaft ein schwieriges Jahr. Das Jahr 2015 hat für den Futterbausektor mit Auslaufen des Milchquotensystems neue Herausforderungen gebracht. Das Jahr 2014 war das letzte Jahr, in dem der Großteil der Direktzahlungen nach dem System der alten Periode ausgezahlt wurde (Einheitliche Betriebsprämie etc.). Ab dem Jahr 2015 greift das neue Förderprogramm in der 1. und 2. Säule bis 2020. Der Grüne Bericht wird aufzeigen, wie sich dies auf die Bergbauernbetriebe und Biobetriebe auswirken wird – hoffentlich positiv. Denn besonders diese Betriebe erbringen über die Produktion von Nahrungsmitteln hinaus wertvolle Leistungen für die Gesellschaft.

Gerhard Hovorka
Mitarbeiter der Bundesanstalt für Bergbauernfragen in Wien



Karim El-Gawhary, Mathilde Schwabeneder: Auf der Flucht. Reportagen von beiden Seiten des Mittelmeeres.
Kremayr & Scheriau, 2015, Euro 22,00

Am 7. November 2015 war Mathilde Schwabeneder in der FH Wieselburg zu Gast, um aus ihrem Buch „Auf der Flucht", das sie gemeinsam mit ihrem Kollegen, dem ORF-Korrespondenten und Nahost-Experten Karim El-Gawhary geschrieben hat, zu lesen.

Mathilde Schwabeneder ist seit 2007 ORF-Korrespondentin und Leiterin der Außenstelle in Italien und dem Vatikan und erzählt davon, was sie seit Jahren im politischen und menschlichen Umgang mit der Flüchtlingskrise erlebt. Es ist ihr ein großes Anliegen, immer wieder die Menschen zu sehen, die auf der Flucht sind, ihre Beweggründe dafür, und uns einen Einblick in das unvorstellbare Leid zu geben, das Flüchtende erfahren. Dabei handelt es sich um authentische Schicksale auf Grund von Interviews, die sie unter schwierigen Umständen gemacht hat.

Immer wieder geht der Text über bloße Empathie hinaus, die uns Lesende ohnmächtig verzweifeln lassen würde, während ihr und Karim El-Gawharys handelndes Engagement, den Wunsch weckt, selbst zu helfen. Sie widmen sich auch jenen Menschen, die bei der Rettung der Flüchtlinge aktiv sind. Besonders ergreifend ist die Schilderung von italienischen Fischern, die viele Menschen gerettet haben, als bei einer großen Katastrophe auf einem Flüchtlingsschiff Feuer ausbrach. Sie konnten mit dem Erlebten kaum fertig werden und haben therapeutische Hilfe gebraucht.

All diese Informationen sind wichtig in der aktuellen Diskussion, um in Gesprächen mit „Inländer*innen" Ängste zu relativieren, und um uns bereit zu machen, gemeinsam nach Lösungen zu suchen. In dem Maße, wie in dem Buch jeglicher moralisierende Unterton fehlt, gelingt es, wachzurütteln – was das Besondere ausmacht.

Eva Schinnerl

Michaela Lipp; Wilhelm Maria Lipp; Monika Gruber; Maria Gansch; Christiana Zöchling: Bei uns im Dirndltal
L&L Verlag, 2015, Euro 10,00

Im vollen Wartezimmer hole ich das Buch „Bei uns im Dirndltal" von den Pielachtaler Schreiberlingen aus meiner Tasche. Ich halte das 160-seitige Buch in den Händen, das Titelbild zeigt einen blühenden Dirndlstrauch. Es ist nicht schwer (es wiegt vielleicht um die zwanzig Deka) und kann leicht überall hin mitgenommen werden.

Ich schlage das Buch irgendwo auf und lese von einer Nebelsuppe, von Herbstimpressionen, vom Acker bis hin zu November-Gedanken. Gleich die ersten Seiten, irgendwo in der Mitte des Buches, holen mich ab. Es passt genau zu diesem kalten, verregneten Herbsttag und ich bekomme richtig Lust zum Lesen. Das Buch hat Witz, Humor und schildert viele Lebens-Erfahrungen. Der Autor und die vier Autorinnen schreiben lustig, kritisch, mutig und einfühlsam.

Sie schreiben von den Jahreszeiten, von Kindheitserinnerungen, von der Natur, von der Freude, vom Glück, von der Erde, vom Vollmond, von einem Gewitter bis hin zum Mehrfachantrag, vom Brotbacken, von Rosen, vom Abschied, von Trauer über Wut bis hin zur Zerstörung der Natur. Sie schreiben über ihre Arbeit, über Zwischenmenschliches und man merkt, dass sie gern im Dirndltal leben.

Manchmal muss ich laut lachen, ein andermal bleibt mir die Luft weg und ich muss tief Atem holen. Fast überhöre ich, als mein Name im Wartezimmer aufgerufen wird und ich an der Reihe bin.

Wieder zu Hause heize ich ein, mache mir Tee und verkrieche mich in einem gemütlichen Winkel, nehme das Buch wieder zur Hand und versinke in weiterer interessanter Lyrik und berührenden Prosatexten, in Gedichten und Reimen.

Ein Buch, das Freude macht, es ist für jeden etwas dabei, ein Buch zum Schenken, Weiterborgen oder Behalten, zum Blättern für Zwischendurch.

Ein gelungenes Buch: Gratulation an die Schreiberlinge aus dem Pielachtal!

Maria Gansch (Bergbäuerin aus Kirchberg), Monika Gruber (Bergbäuerin aus Rabenstein), Michaela Lipp (freie Autorin, stammt aus Deutschland), Wilhelm Maria Lipp (Lehrer aus Obergrafendorf), Christiana Zöchling (Vorarbeiterin und Teamleiterin, Kindheit in Kirchberg, lange Jahre in Hofstetten)

Christine Gattringer

Bestellungen werden gerne angenommen unter: Office@ll-verlag.at

DO SAN'S

Ob als Flüchtlinge, Schutzsuchende oder Angekommene bezeichnet, auch in unserer Gemeinde wohnen Männer aus Syrien, die ihre Heimat verlassen haben bzw. aus ihrem Land vertrieben wurden. Ihre Ankunft und ihr Dasein sorgen für Gesprächsstoff in der Dorfgemeinschaft.

VON MONIKA GRUBER

Flüchtlinge. Ich mag diesen Begriff nicht. Er klingt wie Feiglinge. Menschen, die zu feige seien, in einer schwierigen Situation sich dem Problem zu stellen. In dieser Tonlage redet ein Teil der einheimischen Bevölkerung von den Menschen, die im Zuge der aktuellen „Flüchtlingswelle" in unser Dorf gekommen sind. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer: „Wir kriegen auch welche", hieß es unter den Einheimischen und meinte damit: „Die werden uns vorgesetzt, ob wir das wollen oder nicht!"

Erst war von zwanzig Personen die Rede, die im Gebäude der ehemaligen Pizzeria aufgenommen werden sollten. Männer des Dorfes rechnen und berechnen. Dem Vermieter würde das eine Stange Geld bringen, ohne dass er dafür viel tun müsse. „Und was uns das alles kostet! Das müssen wir, die kleinen Arbeiter, zahlen!", empören sie sich. Frauen des Dorfes wittern Gefahr für ihre Töchter und Enkeltöchter. Sie könnten sich in fesche Syrer verlieben und dann, vor lauter Verliebtheit blind geworden, die elterliche Warnung in den Wind schlagen. Ältere Frauen im Dorf fürchten um ihre Sicherheit. Brutal niedergeschlagen oder ausgeraubt könnten sie werden: „Denen ist alles zuzutrauen!"

Als die zweiunddreißig Asylwerber in der Gemeinde einquartiert sind, ersucht der Amtsleiter um Spende von Schuhen und warmer Kleidung für die Männer. Angehörige der Pfarre kümmern sich wohlwollend um die neuen Mitmenschen. Alte Fahrräder werden gesammelt und handwerklich begabte Dorfbewohner um Reparatur und Instandsetzung gebeten, damit die Asylwerber wenigstens ein bisschen mobil sein können. Pfarrangehörige, die sich besonders engagieren, werden teilweise von der Dorfbevölkerung offen oder hinter vorgehaltener Hand verhöhnt. Männer des Dorfes ärgern sich darüber, dass diese jungen kräftigen Mannsbilder Geld bekommen fürs Herumsitzen, während sie selbst seit Jahrzehnten in der Fabrik schuften müssen: „Uns hat keiner was geschenkt!"

Am Weg zum örtlichen Supermarkt komme ich beim Dorfwirt vorbei. Dort geht zur Mittagszeit gerade ein junger Mann mit schwarzem Vollbart und aufrechter Haltung schwungvoll aus der Tür. Mir fällt so etwas auf, da ich selbst ein wenig hinke und ich den eleganten, aufrechten Gang eines Menschen wundervoll finde. „Aha, ein Asylwerber" vermute ich.

Fast fertig mit meinem Einkauf schlendere ich noch zur Theke mit der Feinkost. Dort verwickelt eine ältere Dame mit modisch kurzgeschnittenem Haar und gepflegt wirkender Kleidung zwei Verkäuferinnen in ein Gespräch. Sie entrüstet sich anscheinend über den Vollbärtigen, den ich vorhin aus dem Wirtshaus kommen sah. Sein Verhalten bietet reichlich Gesprächsstoff im Supermarkt. Dass ein Asylwerber mittags ins Wirtshaus essen geht, scheint unverdaulich zu sein. „Das könnte nicht einmal ich mir leisten!", höre ich eine der drei Frauen klagen.

Bei der Tankstelle gibt es neben den Zapfsäulen auch einen kleinen Shop mit Zeitschriften, Grußkarten und Snacks. Und Gebäck und Kaffee gibt's. Ein Angebot, das am Morgen gerne von Bauarbeitern konsumiert wird. Ich begebe mich nur zum Volltanken des Autos dort hin. Bei einer dieser Gelegenheiten kommt es zu meiner ersten persönlichen Begegnung mit den Mitmenschen aus Syrien. Ich stehe an der Kassa und schiebe bereits das Restgeld in meine Geldbörse. Hinter meinem Rücken höre ich das Klingelgeräusch vom Eingang. Höflich grüße ich die Person, die hinter meinem Rücken zur Tür hereinkommen wird – noch bevor ich sie sehe. Ich schicke ein herzliches „Grüß Gott!" in die Weite des Tankstellenshops. Während ich mich zur Tür umdrehe, erklingt von dort ein ebenso deutlich hörbarer Gruß. Ich erkenne an den Lippenbewegungen, der Gruß stammt von einem der drei Männer an der Tür. Ich erfasse blitzschnell, die drei sind zu Fuß gegangen, denn ich sehe außer meinem Wagen kein weiteres Fahrzeug an der Tankstelle. In meinem Kopf taucht der Gedanke „Syrer" auf. Und ich lächle vergnügt vor mich hin, habe ich doch gerade zweifelsfrei ein freundliches „Grüß Gott" von ihnen vernommen.

Ich freue mich darüber so, wie ich mich über ein Abo der „Wege für eine bäuerliche Zukunft" freue, das ganz leicht zu bestellen ist:

baeuerliche.zukunft@chello.at
Fax 01 – 958 40 33
Tel 01 – 89 29 400

KONTAKTADRESSEN

NIEDERÖSTERREICH
Redaktion: Monika Gruber
Röhrenbach 5, 3203 Rabenstein
Tel.: 02723-2157
monika.gruber@gmx.at

Maria und Franz Vogt
Hauptstr. 36, 2120 Obersdorf
Tel.: 02245-5153
maria.vogt@tele2.at

SALZBURG
Rosalie Hötzer
Sauerfeld 40, 5580 Tamsweg
06474-8164
trimmingerhof@aon.at

VORARLBERG
Irene Schneller
Brunnenfeld 21, 6700 Bludenz
Tel: 05552-32 849
irene.schneller@cable.vol.at

TIROL
Christoph Astner
Zillfeldgweg 9, 6362 Kelchsau
0664-24 60 925
astner.zilln@hotmail.com

OBERÖSTERREICH
Lisa Hofer-Falkinger
Eckersberg 1, 4122 Arnreit
Tel.: 07282-7172
lisa_hannes_hofer@yahoo.de

Christine Pichler-Brix
Berg 1, 4853 Steinbach am Attersee
Tel.: 07663-660
christine.pichler-brix@gmx.at

Judith und Hannes Moser-Hofstadler
Hammerleitenweg 2, 4211 Alberndorf
Tel: 07235-71 277 o. 0664-503 90 77
juha.hofstadler@aon.at bzw.
judith.moser-hofstadler@gmx.at

Josef Wakolbinger
Hundsdorf 2, 4084 St. Agatha
Tel.: 07277-8279
sepp.wakolbinger@aon.at

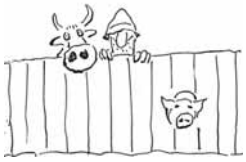
STEIERMARK
Florian Walter
Offenburg 20, 8761 Pöls
Tel: 03579-8037
aon.913999714@aon.at

KÄRNTEN
Michael Kerschbaumer
Laufenberg 15, 9545 Radenthein
Tel: 04246-31052
forum@kritische-tierhalter.at

Heike Schiebeck
Lobnik 16, 9135 Eisenkappel
Tel.: 04238-8705
heike.schiebeck@gmx.at

BURGENLAND
David Jelinek
Berggasse 26
7302 Nikitsch
david.jelinek@viacampesina.at

Irmi Salzer
Untere Bergen 2, 7532 Litzelsdorf
Tel.: 0699-11827634
irmi.salzer@gmx.at



Werbt Abos!

Wir haben was davon, ihr habt was davon – alle haben was davon!

Die ÖBV finanziert ihre Tätigkeiten zum überwiegenden Teil durch Subventionen vom Staat. Daneben stellen Mitgliedsbeiträge, Abonnementgebühren und Spenden eine wichtige Einnahmequelle dar. Die Subventionen sind in den letzten Jahren zurückgegangen, die Kosten aber sind gestiegen. Dies führte bereits im vergangenen Jahr zu einem finanziellen Engpass.

Zur Erfüllung unseres Auftrags, einer tatkräftigen Agraropposition, sind wir mehr denn je auf eure Unterstützung angewiesen. Langfristig ist die beste Strategie für eine politische und finanzielle Unabhängigkeit die Erhöhung der Eigenmittel. Wir bitten euch daher nach euren Möglichkeiten, neue Mitglieder und Abonnent*innen zu werben.

Ausschneiden, in ein Kuvert stecken und ab die Post!

Mitgliedschaft und/oder Abonnement

Der Mitgliedsbeitrag beträgt für ordentliche Mitglieder Euro 32,00 plus ein Tausendstel des Einheitswertes bzw. eine Spende für Nicht-Bäuer*innen. Für unterstützende Mitglieder mindestens Euro 32,00. Das Abonnement der Zeitschrift ist inkludiert.

- ❑ Ich möchte ordentliches Mitglied werden
- ❑ Ich möchte unterstützendes Mitglied werden
- ❑ Ich bestelle ein Abonnement (5 Ausgaben/Jahr) der Zeitschrift „Wege für eine bäuerliche Zukunft“ zum Preis von Euro 25 bzw. Euro 29 (Ausland)

Name: .....

Adresse: .....

Beruf: ..... Tel: .....

E-mail: .....

Datum: ..... Unterschrift: .....

❑ Ich bestelle ein einjähriges Geschenkabo zum Preis von Euro 25 bzw. Euro 29 (Ausland) für: .....

Zustelladresse: .....

ÖBV-Via Campesina Austria
Schwarzspanierstraße 15/3/1
1090 Wien
Tel.: 01-89 29 400, baeuerliche.zukunft@chello.at, www.viacampesina.at
Bankverbindung: Die ERSTE KtoNr. 04234529 BLZ: 20111
ZVR: 510788025

ÖBV-*Info/Veranstaltungen*

SEMINAR FÜR AGRARPOLITISCH INTERESSIERTE

Für eine bäuerliche Zukunft?! Einsteigen – Weiterdenken – Mitmischen

Mo, 30. Nov 17:00 – Mi, 2. Dez 17:00

Mühle Nikitsch, Berggasse/Travnik 26, 7302 Nikitsch*

Wer „macht" eigentlich die Agrarpolitik? – Wie war das nochmal genau mit der GAP? – Was hat der Weltmarkt mit dem Bäuer*innenmarkt zu tun? – Wer vertritt die Interessen der Bäuerinnen und Bauern? – Was wünscht DU dir für die Zukunft deines Hofes? – Was können wir gemeinsam für eine bäuerliche Zukunft tun?

In dem Seminar wollen wir zwei Tage:
– uns mit Ähnlichgesinnten austauschen
– uns Einblick in die agrarpolitischen Strukturen erarbeiten
– mit Expert*innen und Engagierten diskutieren
– positive Zukunftsvisionen spinnen
– Handlungsoptionen diskutieren

Alle Bäuerinnen, Bauern und anderen agrarpolitisch Interessierten sind herzlich willkommen! Keine Vorkenntnisse erforderlich. Fragen, weiterdenken und mitmischen erwünscht!

Referent*innen: Irmi Salzer (ÖBV), Josef Krammer (Bundesanstalt für Bergbauernfragen – angefragt) u. a.
Seminarleitung: Monika Thuswald (ÖBV)

Organisatorisches: Übernachtung und Verpflegung vor Ort in der Mühle Nikitsch. *Anreise: Abholung vom Bahnhof Deutschkreuz oder anderen Haltestellen möglich. Bei Bedarf gibt es Kinderbetreuung! Kosten inkl. Übernachtung & Verpflegung: ÖBV-Mitglieder 90 Euro/Nicht-Mitglieder 115 Euro (bei Bedarf Ermäßigung möglich)

Anmeldung und Rückfragen unter:
veranstaltung@viacampesina.at oder 01 89 29 400
Gefördert aus den Mitteln der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung

SEMINAR FÜR AGRARPOLITISCH INTERESSIERTE

Für eine bäuerliche Zukunft?! Einsteigen – Weiterdenken – Mitmischen

Fr, 11. Dez 17:00 – So, 13. Dez 17:00
Vorarlberg, Ort in Planung. Inhaltliche Ausrichtung und Zielsetzungen siehe Seminar in Nikitsch.
Mehr Infos unter: veranstaltung@viacampesina.at
oder 01 89 29 400

„SPIELEND DIE WELT ENTDECKEN" – JEUXDRAMATIQUES – MÄNNERSEMINAR

Di, 5. Jan, 9:30 – Mi, 6. Jan 2016, 17:30
Bildungshaus Greisinghof, Mistlberg 20, Tragwein (OÖ)

JeuxDramatiques ist eine spielerische Methode, um schlummernde schöpferische Talente in dir zu wecken, Kommunikation neu zu erfahren, lustvoll miteinander oder für dich zu sein. Es eröffnet die Möglichkeit, Themen handlungsbezogen aufzuarbeiten.
Hier ist jede Rolle gleich wichtig, niemand wird bewertet oder beurteilt, es gibt kein richtig oder falsch und du spielst für dich!

Spielend die Welt entdecken,
lustvoll, ernsthaft
den inneren Spuren folgen,
in bekannten und unbekannten
Rollen erleben,
was hinter den Dingen ist.

Heidi Frei
Begründerin der Jeux Dramatiques

Referentin: Anna Wolfesberger
Seminarkosten: 70 Euro für ÖBV-Mitglieder/80 Euro für Nichtmitglieder + Übernachtung/Verpflegung
Anmeldung bis 18. Dezember 2015: alex.brix@aon.at, 0664-393 80 64

Wege für eine
Bäuerliche Zukunft
Schwarzspanierstraße 15/3/1
A–1090 Wien
+43/1/89 29 400
P.b.b. Erscheinungsort Wien Verlagspostamt 1060 Wien
Bei Unzustellbarkeit zurück an:
ÖBV-Via Campesina Austria
Schwarzspanierstraße 15/3/1, 1090 Wien
Postzulassungsnummer GZ 02Z031272M